P. o. germ. 1762 m

Bedingungen.

Teuber

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 M. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 M. — Pf.
Für einen Monat		1 M. 50 Pf.
Tagweise für einen Band		— M. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 M. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 M. — Pf.
Für einen Monat		2 M. — Pf.
Tagweise für einen Band		— M. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

37379.

<36620177340010

<36620177340010

Bayer. Staatsbibliothek

Im Kreuzgang.

Skizzen und Geschichten aus der Klosterwelt.

J. Lindauer'sche Lehrbibliothek München Maximilianstr. 16

Von

Oscar Teuber.

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Seinem lieben Jugendfreunde

Ferdinand Ritter von Dondorf

in alter Treue zugeeignet.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Aus der Klosterwelt!! Was werden Sie dazu sagen, meine Leserinnen und Leser? Ich sehe schon die Einen, wie sie schaudernd auf diesen Titel blicken und es im Geiste vor ihren Augen emporragen sehen, das finstere, uralte, von allen Zähnen der Zeit benagte Kloster-Gebäude, das ihnen ein Haus des Schreckens, ein Heerd des grimmen Fanatismus, die Heimath düsterer, weltfremder und weltfeindlicher Mönche, scheint, welche ihr Menschenthum abgestreift und Fehde angesagt haben Allem, was Freude und Fortschritt heißt auf diesem Erdball. Mit Grauen werden diese mein Buch berühren und, unheimlicher Ahnungen voll, an meiner Hand den Weg machen vom Kreuzgang zur Clausur-Pforte und zu den stillen, düsteren Zellen der frommen Brüder!

Und die Anderen? Sie sehe ich, ein faunisches Lächeln um die Lippen. Sie haben Erfahrungen in „Kloster-Literatur" und freuen sich auf etliche vergnügte Stunden in lockerer, literarischer Gesellschaft.

Ich bedauere unendlich, beide Parteien grausam enttäuschen zu müssen. Meine Absichten sind durchaus ehrlich, und wenn ich Ihnen die Pforten zu einer ziemlich unbekannten Welt erschließe, so thue ich es mit dem sehr einfachen Wunsche, Ihnen diese Welt zu zeigen, wie sie wirklich ist, ohne kunstvolle und tendenzreiche Verfinsterung und ohne kühne, phantasie-

volle Grellmalerei, wie sie manche Vorläufer auf diesem Gebiete getroffen haben, ohne selbst einen tieferen Blick in das Weben und Walten hinter Klostermauern gethan zu haben.

Sie finden in dieser stillen Welt Bekannte: Menschen, wie Sie selbst es sind, Menschen mit all' jenen Schwächen und Mängeln, mit all' jenen Vorzügen und Tugenden, wie sie in jener Welt gedeihen, welche keine Klostermauer, keine Clausur und Ordensregel absperrt und umgrenzt. Sie finden Individuen und Charaktere unter dem gleichförmigen, schlichten Mönchs-Gewande, und stärker prägt sich gerade hier mancher Charakter aus, angewiesen auf sich selbst, beeinflußt, aber nicht ertödtet durch das strenge Gebot der Regel, durch die eherne Macht des Gehorsams. Sie lernen die kleinen Leiden und Freuden dieser eigenartigen Welt kennen, in welcher ich selbst manchen wackeren, edlen und erprobten Freund gewonnen, manchen verehrungswürdigen, großen Charakter erkannt, fruchtbares und erfolgreiches Schaffen bewundert habe. Sie lernen aber auch die Gewalt der menschlichen Leidenschaften kennen, welche selbst vor dieser Welt des Friedens nicht innehält, welche sich Bahn bricht durch die versperrte Pforte und den Damm der Clausur.

In diesem Sinne führe ich Sie vom Kreuzgang durch des Klosters weite Hallen, klopfe an manche verschwiegene Zelle und thue mit Ihnen manchen Blick in diese kleinste Welt und in das Herz des einsamen Bruders, der sie bewohnt. Nicht losgelöst

von des Lebens Stürmen und Beschwerden, nicht verhärtet und verknöchert in dem Einerlei des still-frommen und geräuschlos-thätigen Daseins finden wir Alle: wir sehen, daß ein warmes Menschenherz in manchem ernsten Mönche wohnt, dessen Antlitz stahlhart scheint und keine Regung menschlicher Leidenschaft widerspiegelt. Wir finden sogar kleine Freuden und Scherze nicht verbannt aus den Hallen des Klosterfriedens und dürfen manchen unserer Skizzen einen heiteren Charakter aufprägen, welcher jenen Frieden nicht entweiht.

Nicht ein bestimmtes Kloster, nicht einen bestimmten Orden wählte ich zum Schauplatze meiner harmlosen Skizzen und Geschichten: sie spielen in der ganzen Klosterwelt, sie spiegeln das Leben in dem prunkvollen, vornehmen Stifte und in dem dürftigen, armen Heim der braunen Söhne des hl. Franciscus; sie spielen im ernsten Hause der strengen Regel und in dem gemüthlicheren Heim der ermatteten Observanz, und gerade der heute wieder erwachte, Jahrhunderte alte Streit zwischen klösterlicher Milde und Strenge schimmert in mehreren dieser Skizzen durch. Man nehme sie als das, was sie sein wollen: als ein freundliches Idyll aus unbekannter Welt, wie ich es in manchem Buche aus einer anderen, lebendigeren und bekannteren, aus der „uniformirten Welt", geboten habe, als ein anspruchsloses und wahrhaftiges Culturbild aus der Gegenwart.

Wien, im Juni 1891.

I.

Pax Dei.

Frater Virgilius nimmt eine Prise, läßt den Habit des Pater Hugolin, der ihm seit einer Woche Arbeit und Sorge macht, zur Erde gleiten, legt die große Brille auf das Brevier, das seit zwei Stunden stets auf der Matutin-Seite aufgeschlagen vor ihm liegt, und lugt beim Pfortenfensterlein hinaus: Das waren Schritte, und noch dazu besonders leichte, wie sie ein solider Klosterschuh sein Lebtag nicht zu Stande bringt.

„Weibsvolk," murmelt er entrüstet und doch mit einer Neugier, die nach der Ordensregel selbst den Fratribus laicis nicht zur Tugend gereicht. Der fromme Bruder ist diesem Ansturm wehrlos preisgegeben — warum hat ihn auch der Pater Prior aus der Küche in die Pforte versetzt, obwohl seine Apfelstrudel ihresgleichen suchen in allen Conventen der Provinz! Dort hatte er sich mit ganzem Herzen und mit voller Hingebung in die Geheimnisse seiner Kunst vertieft, das Refectorium alltäglich mit einer neuen Ausgabe seiner culinarischen Meisterwerke

überrascht und manche sinnreiche Erfindung gemacht, um die ihn alle Köche der Nachbarprovinz beneideten.

Aber die verwünschte Dose! Sie war sein Unglück. Seit sie die große Observanz*) eingeführt und die menschlichen Bedürfnisse auf das richtige Maß der Ordensregel zurückgeführt haben, ist sie ein verpöntes Ding geworden im Kloster und führt in der tiefsten Tiefe der Habittasche ein streng verbotenes und verborgenes Dasein. Frater Virgilius hat den wahren Muth der Entsagung nie besessen; er hat es nicht übers Herz gebracht, auf seine Prise zu verzichten, und dieser Frevel, der dem spähenden Auge des regelstrengen Brüderpräfekten nicht entging, hat ihm die Verbannung aus der Küche ins Schneiderstüblein an der Pforte gebracht. Da sitzt er nun den lieben langen Tag, hütet den Convent gegen weltliche und weibliche Eindringlinge, bearbeitet mit Nadel und Zwirn Habit und Scapulier der Conventualen und tröstet sich mit dem regelwidrigen Eigenthum, das er zum Vortheil seines der Entsagung ungewohnten Näschens mit unbotmäßiger Zähigkeit festhält. Er hat ein neues und sicheres Domicil dafür gefunden: in den Tiefen des Breviers führt sie ihr geheimes Dasein und so oft er im frommen Eifer dieses heilige Buch in seine sündige Hand nimmt, fördert ein kühner Griff die flache Dose zu Tage.

Und die frommen Pfortenbesucher kennen seine Schwäche; wenn der Herr Schaffer vom Meierhofe

*) Verschärfung der Ordensregel oder Rückleitung derselben auf die ursprüngliche Strenge.

eine neue Gemüseladung hereinführt in den Kloster-hof, naht er sich mit bedeutsamem Augenzwinkern dem Pfortenstüblein, Bruder Virgil schiebt das Fenster zurück, steckt die rechte Hand grüßend heraus und zieht sie nach einem inhaltreichen Händedruck nach dem Brevier zurück: er ist verproviantirt! Und auch der alte Pater Gaudentius, den der Provinzial um seiner Jahre und seiner Privilegien willen von der Abstinenz dispensirt hat, passirt niemals die Pforten-zelle, ohne sein privilegirtes Döschen verführerisch zu öffnen und dem Bruder Pförtner zu einer „läß-lichen" Sünde zu verhelfen.

Diesmal aber wittert Virgilius' schnuppernde Nase keinen Tabak. Ein Frauenzimmer, ein leibhaftiges Frauenzimmer bietet ihm den christlichen Gruß, und hinter ihr steht ein blutjunges Bürschchen, schüchtern und zagend, den Blick nach der schweren Pforte gewendet, den Hut in der Hand. Bruder Virgil erkennt die Zwei, spricht kein Wort, nimmt eine Prise und mustert den Jungen.

„Wieder Einer", murmelt er dann, zieht die Pfortenschnur an und meint: „Der Candidat kann eintreten; ich hole den Novizenmagister! Kommt noch zum Completorium und zum Abendmahl zurecht."

Eine lange, stumme Umarmung von Mutter und Sohn; dann steht er allein, der Candidat, vor der halbgeöffneten Pforte. „**Pax Dei**" — heißt es in großen goldenen Buchstaben da oben, „der Friede Gottes"; er winkt dem künftigen Bruder, der sich in diesem Augenblicke von dem Lärm der Welt

schweren Herzens trennt. Ein kurzes Leben der Entbehrungen, der Studien liegt hinter ihm; ein langes Leben, das, verhüllt von dem Schleier der Zukunft, vor ihm liegt, will er begraben im stillen Gottesfrieden. Ahnt er die Bedeutung des Schrittes, der ihn über die Pfortenschwelle führt? Er folgt dem drängenden Mutterwort, dem sein Herz keinen Widerstand entgegenzusetzen weiß, und wagt den Schritt.

„Silentium“ — „Stillschweigen“ sagt ihm die Tafel gegenüber der Pforte, und Schweigen empfängt ihn im langen, dunklen Kreuzgange. Zwei weißschwarze Gestalten huschen an ihm vorüber; seine Verbeugung wird mit einem stummen Kopfnicken erwidert. Bruder Virgil kommt nicht wieder, und dem Candidaten wird kalt in den weiten Hallen. Von den Wänden grüßen ihn ernst und prüfend aus verwitterten Gemälden düstere Mönche verflossener Jahrhunderte; am Ende des Ganges aber, matt erleuchtet von röthlichem Lampenlicht, hängt der gekreuzigte Heiland, das bärtige Haupt mit einem natürlichen Dornenkranze gekrönt. Wer weist dem Candidaten den Weg zum Ziele, zur Zelle des Novizenmeisters, in dessen Hände sein nächstes Schicksal gegeben ist?

Da tritt eine kleine, kugelrunde Mönchsgestalt aus der nächsten Zellenthür; das Haupt ist frei von der verhüllenden Kapuze und bedarf in seiner glänzenden Glätte der Tonsurscheere nicht; aus dem röthlich blauen Angesicht blitzen zwei gutmüthige und dabei auffallend kluge Aeuglein hervor, das Stumpf-

näschen erglüht in rosigem Roth, das Scapulier hängt nachlässig über die Schultern herab, der Gürtel ist nachsichtsvoll weit, um die achtunggebietende Rundung nicht zu stören — Pater Gaudentius ist's, der Schrecken des Convents und des Priors, die Hinterlassenschaft einer milden und „laxen" Zeit, da man die moderne Observanz für einen überwundenen Standpunkt hielt und den Schwerpunkt der Regel in die strenge Einhaltung der Refectoriums-Stunden verlegt hatte. Gern hätte der Provinzial den „Cyniker" beseitigt, aber er stützte sich auf das Recht seiner „Filiation"*); er ist ein Sohn des Convents und will seinen Lebensabend im stillen Frieden und in anständiger Versorgung beschließen.

Gaudentius hat alle schlechten Eigenschaften, die ein richtiger Conventual nicht haben soll: er ist ein abgesagter Feind des Frühaufstehens, hat noch keine einzige Hora**) zur mitternächtigen Stunde mitgemacht, hält das Brevier für eine Lectüre, die unter Umständen auf den andern Tag „verschoben" werden kann, schwört auf die Unschädlichkeit der Butter, obwohl ihm die observanten Gegner haarscharf auseinandersetzen, daß dieses animalische Fett mit dem Rindfleisch auf einer Stufe der Regelwidrigkeit stehe, und hat sich niemals davon überzeugen lassen, daß für die Pfeife und den Schnupftabak kein Platz in einer würdigen Klosterzelle sei.

---

*) Rechtmäßig erworbene Zugehörigkeit zu einer Klostergemeinschaft.

**) Chor-Stunde.

Da er seine Gelübde in der alten, milden Zeit abgelegt hat, ist er eine Ausnahme geblieben im observanten Convente. Bruder Marian kocht ihm sein tägliches Rindfleisch und am Sonntag ein solides Brätlein, und versäumt die gute Gelegenheit nicht, sich auch wieder in die Zeit seiner heimathlichen Fleischtöpfe zurückzuversetzen.

Das mächtige, blaugeblümte Sacktuch, das dem Pater vom Cingulum in weltlicher Ungebundenheit herabflattert, ist eine wahre Musterkarte seiner Sünden gegen die moderne Regel-Strenge, und der Pater Spiritual vergißt keinen Abend, seinem letzten Gebet die Bitte um Besserung des unverbesserlichen Mitbruders einzuflechten. Umsonst! Gaudentius hat nicht den leisesten Ehrgeiz, auf der beschwerlichen Himmelsleiter der Observanz emporzuklimmen; er ist in den Butterjahren alt geworden und läßt sich nicht wie „eine Sardine in Oel ertränken", wie er dem Pater Prokurator*) boshaft bemerkt, wenn ihm dieser die Zweckmäßigkeit und Billigkeit der culinarischen Oel-Praxis auseinandersetzt.

Und dieses Prototyp des „Mönchs, wie er nicht sein soll" — Ausspruch des verehrungswürdigen Priors — muß unser Novize zuerst vor Augen bekommen! Ehrfurchtsvoll verbeugt er sich und verspürt alsbald die fleischige Hand des Paters auf seinem Haupte. „Wahrscheinlich unser Jüngster?",

---

*) Wirthschafts-Verwalter des Klosters.

meint Gaudentius — „von wannen kommt man, wohin will man?“

Mit leiser Stimme, unter dem tiefen Eindruck des gebotenen Stillschweigens, beantwortet der Candidat die kurzen Fragen. „Kann warten, der Reginaldus (dies ist der gefürchtete Name des magister novitiorum*), man folge mir, wird diese interessante Bekanntschaft früh genug machen! Vorderhand trete man in meinen Salon und leere mit mir ein Gläschen echten Rüdesheimer! Hat ihn kein Prälat besser im Keller!“

Und im Nu steht der jüngste Bruder im Zimmer unseres Gaudentius, in jenem Raume, an dem kein Conventual vorübergeht, ohne sich in heiliger Scheu vor der Sünde zu bekreuzen. Die Zelle ad sanctum Laurentium, in welcher Pater Gaudentius haust, ist eine Sehenswürdigkeit — der Prior meint ein „Schandfleck“ — des Klosters. Wenn Goethe Doctor Faust's Studirstube richtig portraitiren wollte, müßte er zuerst Gast bei St. Lorenz geworden sein.

Da Gaudentius der „neuen Zeit“ feierlich abgeschworen hat, läßt er kein menschliches Wesen in der Mönchskutte mehr über die Schwelle — keines Besens Borste und keines Malers Pinsel hat sie seit Jahrzehnten heimgesucht. Eine schmale Straße führt quer durch die Stube, zu beiden Seiten des Pfades aber

---

*) Novizen-Meister; Lehrer der neueintretenden Ordensbrüder, welche er in den Geist und die Gebräuche des Ordens einzuführen hat.

thürmen sich mächtige Staubwälle empor; die Stubenwände zeigen die rothen Ziegel; ein Spinett von greisenhaftem Alter und ruinenhaftem Aussehen „ziert" die rechte Seite, auf der breiten Fläche des Mittel-Tisches ist „Urväter Hausrath" in bunter Mannigfaltigkeit aufgeschichtet; da lehnt sich ein aus seinen Angeln gehobener Globus, in welchem Australien noch in vielsagender Weiße prangt, malerisch an einen gigantischen Humpen, der manchem Eimer Klosterbieres den Weg in den Schlund unseres immerdürstenden Gaudenz gezeigt hat. Ein messingbeschlagenes missale romanum (Meßbuch) ruht friedlich neben einem verstaubten Horaz, und ein unheimlicher Miniatursarg — schwarz, mit weißem Kreuze — läßt auch den findigsten Beschauer nicht errathen, daß er das Central-Tabak-Depot des ehrwürdigen Vaters ist.

Unter dem Tische raschelt es verdächtig; aber es sind nicht etwa die Mäuslein, mit denen Pater Gaudentius zu nachtschlafender Zeit die interessantesten Zwiegespräche pflegt, sondern zwei allerliebste Meerschweinchen, deren Zuneigung ihn für die mangelnde Liebe des ganzen Convents entschädigt. Er schwört auf die Intelligenz der weißgelbschwarzen Thierchen, die mit wunderbarer Behendigkeit aus dem Staubmeere emportauchen und nun auf einem halbverfallenen Bücherberge Schutz vor dem Eindringling suchen. Aber auch der „Dompfaff" am Fenster wird unruhig bei dem ungewohnten Besuche; er intonirt die Gnadenarie und zieht sich einen verweisenden Zuruf

des Paters zu, dem es zum besonderen Vergnügen gereicht, dem sangreichen „Canonicus“ zu gebieten.

Der letzte gewaltsame Eingriff in dieses Kloster-Idyll datirt zwei volle Jahre zurück. Damals war der Provinzial auf einer Visitationsreise in den Convent gekommen und kraft seines Amtes in die interessante Häuslichkeit Gaudentius des Schrecklichen eingetreten, aber auch sofort entsetzt zurückgeprallt. Eine halbe Stunde später stellte sich der Klostermaler und ein dienender Bruder mit geschultertem Besen in der Zelle ein, um auf Grund schriftlicher Priorats-Ordre ein großes Reinigungswerk zu verrichten — Gaudentius sprühte Feuer und Flammen, ein rascher Griff seiner starken Hand beförderte den Bruder in „sanfter“ Weise auf den Conventsgang, ein kräftiger Rippenstoß machte dem Maler den Garaus, so daß der Farbentopf mit unheimlichem Klatschen und Klirren am Gitter des Kreuzgang-Fensters zerschellte. An dem Pater Spiritualis*) aber, in welchem er den Urheber dieser Verschwörung gegen seiner Zelle „heiligen Frieden“ wittert, rächt sich Gaudentius beim nächsten Mahle. Sein Platz im Refectorium ist an des Feindes Seite; diesmal aber rückt er ihm besonders nahe an den Leib, so daß der Duft des Bratens, den ihm Bruder Marian mit gewohnter Kunstfertigkeit bereitet, dem regelstrengen Vegetarier beängstigend in die Nase dringt. „Apage Satanas“ ruft er ent-

*) Pater Spiritualis — gewissermaßen der Seelsorger der Mönche, ihr Beichtvater, geistlicher Beirath und daher eine besondere Vertrauensperson im Kloster.

setzt und vertieft sich in seinen süßen Brei, aber der Braten wird ihm mit Konsequenz „vorgegessen“ bis zu Ende. Das ist Pater Gaudentius' Rache . . . . . .

Daß ein Menschenkind ohne Gefährdung seiner gesunden Glieder die Schwelle seiner Zelle überschritt, war seit Jahren nicht dagewesen; das arme Novizlein ahnte die Ehre gar nicht, die ihm widerfuhr. „Man zerstöre mir meine Ordnung nicht,“ ruft der Pater warnend, als der Noviz seinen unvorsichtigen Fuß in einem Staubhügel versinken ließ. — „Man setze sich“, und ein schwerer Holzklotz schiebt sich unter den eingeschüchterten Novizen.

„Hier, Jüngling, nicht da droben bei den Anderen ist sein Platz; da stärke man sich für das Noviziat und denke nach über den wahren Gottesfrieden!“ Und der Humpen füllt sich mit edlem Naß, der Sargdeckel öffnet sich und ein edler Tabakduft erpreßt dem Auge des Novizen bittere Thränen. „Kein Verständniß für des Lebens Würze!“ meint vorwurfsvoll der Pater. „Man leere den Becher und vergesse, was man thun will!“ Und Gaudentius geht mit gutem Beispiel voran, der Novize folgt respektvoll und zaghaft. „Thut mir leid um Euch, Knabe,“ meint der Pater, und befreit seinen Sallust aus den zarten Klauen des Meerschwein-Männchens, das sich mit besonderem Verständniß in den Text versenkt hatte, „seid heute das erste- und letztemal bei mir gewesen! Wünschen mich in die Gruftkapelle, die Oelgetränkten da oben; bleibe aber noch eine Weile da mit meinen Lateinern und meinen gescheckten

Freunden in meiner ſtaubreichen, menſchenfreien Welt. Und das iſt die gute Welt, frei von Allem, was ſie verunziert! Junger Bruder, das verſteht Ihr nicht, aber Ihr werdet's verſtehen, wenn Ihr alt geworden ſeid auf dieſer Erde. Und darum . . . ."

Die Glocke tönt und hemmt ſein frevelndes Wort; ſie läuten zur Hora, und Bruder Virgil, der Pförtner, ſtürzt athemlos herein zur Zelle. Er hat den Novizen geſucht im ganzen Convent; da findet er ihn und ſchleppt ihn hinaus in wilder Flucht, denn Vater Gaudenz verſteht keinen Spaß und duldet keinen „Einbruch" in ſein friedliches Reich.

Am nächſten Tage iſt der Candidat aufgenommen in den heiligen Orden; „Bruder Leodegarus" nennen ſie ihn, und Pater Gaudenz ſchmunzelt ahnungsvoll bei ſeinem erſten Debut im Refectorium. Das Oel will nicht über die Lippen des neuen Bruders; er denkt an den Rüdesheimer und an die Meerſchweinchen vom geſtrigen Abend; die Zelle „zu Sanct Lorenz" aber hat er nicht wieder betreten, ſo lange er den Habit trug und die Luft athmete im ſtillen Gottes-Frieden!

II.

Frater Jucundus.

Eine Figur aus der Klosterwelt.

Wer kennt ihn nicht, den kleinen Damian, die rechte Hand des Pater Guardians*), den besten Ministranten der Stadt! Im rothen Chorkleid ist er sozusagen auf die Welt gekommen. Sein Vater ist ein armes Schneiderlein, dem sie im Kloster daneben das ärgste Flickwerk, vor welchem selbst des Bruder Serafin kundige Hand zurückschreckt, zur dienstlichen Erledigung und dafür zu allen Tageszeiten einen Teller Suppe und einen Laib Brod, an heiligen Tagen wohl auch einen Bissen Fleisch und einen saftigen „Kolatschen" (Kuchen) zukommen lassen. Was Wunder, wenn diese geistliche Beschäftigung in der zarten Seele Damians, des schneidermeisterlichen Universalerben, einen tiefen Eindruck zurückläßt und über seines Lebens Richtung entscheidet!

Er steckt noch tief im Einmaleins, und schon hat des Guardians scharfer Blick einen „höheren Beruf" des Schneiderjungen entdeckt. Er weiht ihn in die

---

*) Guardian = Klostervorsteher im Franziskaner-(Minoriten-)Orden und bei dessen Zweigen, den Capuzinern u. s. w.

Geheimnisse der „Ministrantur“*) ein, und so wie der gelehrige Schüler ordentlich „respondiren“ kann, darf er bei der Fünf-Uhr-Messe in aller Gottesfrühe, wenn die sündige Welt noch im tiefen Schlafe liegt, das stattliche Meßbuch vor dem allezeit kriegsbereiten Pater Floribert einherschleppen. Das ist sein Ministranten-Noviziat, seine Prüfungszeit, deren Stadien der hochwürdige Klostervorstand mit berechtigter Spannung verfolgt. Pater Floribert ist der Schreck aller Ministrantenbuben im Bannkreise der Stadt, und selbst der Bruder Sakristan, der doch manche Sekatur in der kleinen Welt der Sakristei erlebt hat, ist überzeugt, daß ihm dieser neue Conventuale, welcher nach jedem Capitel in eine neue Station wandert, den ersten Nagel zum Sarge liefern wird. Wenn Floribertus mit seinen in der ganzen Provinz berühmten „Sandalen“ durch den Kreuzgang heranpoltert, erbebt der zartgebaute Convent in seinen Grundvesten; Bruder Cherubin bekreuzt sich und rüstet die Meßtracht, um die Toilette des Paters keinen Augenblick zu verzögern.

Mißtrauisch mustert der Priester den Bruder, der selbstverständlich niemals den rechten Faltenwurf der Alba und niemals das rechte Meßgewand trifft, mißtrauisch mustert er die Ministrantenschaar, die sich scheu in eine Ecke verkrochen hat, und wenn nicht

---

*) Ministrant = Meßdiener; Ministrantur = die Functionen desselben und der Text der von ihm zu sprechenden lateinischen Gebete und Antworten.

unser Damian mit seinem ahnungslosen Gemüthe schließlich das Meßbuch in seinen sorgenden Arm nähme, könnte sich Floribertus längst selbander ministriren. Aber Damian hält aus; demüthig streckt er dem rasenden Floribert sein wolliges Haupt entgegen, wenn der Pater, erbost über die schlecht kredenzten Meßkännchen, das unabweisbare Bedürfniß einer kräftigen Schopfbeutelung empfindet; dankbar vergräbt er das Ministrantenhonorar von einem baren „guten Kreuzer" in seiner allezeit leeren Tasche, und tiefgerührt küßt er die schweren Hände Floribert's, wenn ihm der Pater in einer verblüffenden Anwandlung von Milde auf der Zelle droben den drei Tage alten Rest einer wohlgefüllten Taube zum Schmaus überläßt.

Es ist unglaublich, aber Thatsache: Floribertus verträgt sich mit seinem Ministranten. Zehn Tage nach der ersten Messe, die sie in voller Harmonie vollbracht, macht unser Damian einen entscheidenden Fortschritt in der Gunst des Paters; er darf ihm um zwei Scheinkreuzer „Schwarzbeizten"*) und um vier Kreuzer „Rappé" aus der nächsten Trafik holen und „Helfgott!" sagen, wenn sich die erste erschütternde Wirkung der interessanten Mischung zeigt. Vier Wochen später hat er die Ehre, mit seiner eigenen unwürdigen Hand den erkrankten schwarzbraunen Habit in die Heilwerkstätte seines Vaters zu tragen, welche Vertrauensmission mit einer Ehrengabe von

*) Schnupftabak.

einem ganzen Papierzehnerl gelohnt wird. Und wieder eine Woche später deklinirt der kleine Damian auf der Zelle Floribert's, den er nun mit vollem Rechte „seinen Pater" nennen darf, zum erstenmale das berühmte Wort „mensa".

Kein Zweifel mehr, der Damian ist zu etwas Höherem geboren! Der Schulmeister ist dieser Ansicht zwar in gar keiner Weise, sintemalen der „geistliche" Schüler in dem Drange festlicher Hochzeiten und Begräbnisse gar nicht mehr aus dem rothen und schwarzen Chorkleide heraus- und in die Schulstube kommt — aber von nun an hat er im Convent seine Kost, findet beim Bruder Pförtner einen gesunden „Unterschlupf", führt in freien Stunden schon unter Frater Serafin's kunstvoller Anleitung die Nadel im Schneiderstübchen des Klosters, bald ministrirt er sogar dem Pater Guardian, und sein Glück ist gemacht im Convente.

So klimmt er höher und immer höher auf der Stufenleiter des klösterlichen Vorhimmels, bis ihn an einem bedeutsamen Tage der Pater Guardian einer feierlichen Ansprache würdigt. „Damian", sagt der hochwürdige Herr und entfaltet bedächtig das blaugeblümte Schnupftuch, das neben dem Rosenkranz vom Cingulum herabbaumelt, „bist ein braver Kerl, und wenn Du kein ausgesprochener Schwachkopf wärest, dächte ich wahrhaft daran, Dich zu den Patres Piaristen in die Lateinschule zu schicken — da Du aber über die erste Deklination niemals hinausgekommen bist, sollst Du in die Fußtapfen des seligen

Felix treten und ein wackerer, unwissender Laibruder werden vor dem Herrn. Und weil Du uns Allen, vornehmlich aber Floriberto dem Schrecklichen, allezeit ein vergnüglicher Anblick gewesen bist, sollst Du den schönen Namen „Jucundus“*) tragen und unserem Kloster allezeit angenehm sein.“ Demüthig verneigte sich Damian, küßte den Rosenkranz des Vorstandes und wurde — Frater Jucundus . . . . .

Verflogen sind die Jahrzehnte, und wieder betritt unser Fuß die Schwelle des würdigen Convents, und wieder zieht unsere Hand an der Glocke, die uns die Pforte des gastlichen Hauses öffnet. Das Thor springt auf, und ein greises Haupt mit ehrfurchtgebietendem Barte neigt sich fragend zum Schubfenster hinaus. Ja, das ist er und niemand Anderer, der brave Bruder Jucundus. Der braune Habit deckt seine rundliche Gestalt, ohne daß sich der Gürtel die unfruchtbare Mühe nähme, Taille zu machen; in der Hand, die sich uns zum Gruß entgegenstreckt, blitzt verlockend die getreue Dose, die blauen Aeuglein schauen gutmüthig aus dem freundlichen Antlitz, und die dicke Hornbrille hat er in dem mächtigen Brevier gelassen, das aufgeschlagen neben einem traulichen Kruge auf dem unpolirten Tische ruht. Rasch ist sie wieder hergestellt, die alte Bekanntschaft und bald erfassen wir das ganze Gewicht der Bedeutung, die der Bruder Pförtner erreicht hat für sein klösterliches Haus.

---

*) „Der Angenehme“.

Ein treuer und demüthiger Bruder aus dem Orden des heiligen Franziskus, hat er jede Bürde auf seine breite Schulter genommen, die sie zu tragen vermag und die ihm der Pater Guardian auferlegt. Er hat die blaue Schürze über seinen Habit gebunden und eine Kartoffelsuppe bereitet, um die ihn der Koch im Herrschaftsschlosse beneidet. Er ist auf den Thurm gestiegen und hat die Glocke geläutet mit einer Kraft, daß sie eine halbe Stunde weit gehört wurde und die Gläubigen zur Vesper citirte; er hat geschneidert und geschustert an der Pforte, ministrirt und servirt, wenn am Kirchweihtage der Prälat von den Chorherren die Festtafel des Pater Guardian beehrte, und dabei ist seine Tasche so leer geblieben wie der Klingebeutel um Mitternacht.

„Du sollst nicht Geld und Geldeswerth in die Hand nehmen," so erklärt der Vicarius*) die Regel der minderen Brüder, „und wenn sie es Dir anbieten für das Kloster, so sollen sie es niederlegen an der Pforte, und dort soll es der Pförtner bewahren, bis der Guardian es berührt und verwendet für die Erfordernisse von Convent und Kirche."

Gar oft hat sich der Herr Graf und noch öfter die fromme Gräfin eingestellt an der Pforte und die blitzenden Thaler niedergelegt, daß dem armen Jucundus die Augen übergingen; aber er hat sie nicht angerührt und ein pater noster des Dankes

---

*) Stellvertreter des Guardians in den Klöstern des Franziskaner-Ordens.

gebetet, wenn ihn der Guardian von der kostbaren Gabe befreite. Wenn er den braunen Balsam aus dem Kasten holte, nach welchem der Magen der wohlgerundeten Schmalzhofbäuerin lechzte, da setzte sie an der Pforte nebst einem Dutzend ehrlich gemeinter „Vergelt's Gott!“ allezeit ein Paar Silberzwanziger ab, die den schönsten Krug Bier getragen hätten — aber der Frater bekreuzte sich, legte das Brevier darüber und konnte es nicht erwarten, bis der „höllische“ Glanz aus seiner ärmlichen Zelle wich.

Nur Einer war klüger als der Bruder, und das war der Herr Pfarrer. Er kam nur einmal in der Woche; wenn er aber durch die Pforte geschlüpft war, um mit seinem Confrater, dem wackeren Malachias, ein Stündlein der edlen Musika zu weihen, da fühlte Jucundus seine Kapuze immer schwerer und schwerer werden; ehe er sich's versah, war seine Hand drin und fischte ein „Flascherl vom Besten“ und einen „Rappé“ heraus, der ihm schon von Weitem in die Nase duftete und dem ganzen Kloster zur Wohlthat und Ergötzung wurde. Und davon stand nicht einmal etwas in der Regel und Regel-Erklärung mit ihren Paragraphen-Colonnen: was der Mönch in der Kapuze findet, ist ihm von Gott gegeben, und der Pater Guardian selber hätte nicht Nein gesagt, wenn ihm Jemand den nämlichen Liebesdienst erwiesen!

Und der Ruf des frommen Bruders Jucundus erfüllt die Gegend. Er ist populär wie kein Zweiter, und wenn er sich hätte in den Reichsrath wählen

lassen, wäre er sicher hineingekommen — vorausgesetzt, daß die Regel dieses in der Geschichte der minderen Brüder unerhörte Ereigniß fürgesehen und nicht verboten hätte. Die fettesten Kerzen für die Klosterkirche, der ungetaufteste Wein für die Sakristei, das beste Schmalz für die Küche, das setzen die Gläubigen in die Zelle, in welcher Jucundus den Convent vor der Besudelung der profanen und sündigen Welt behütet, und ein „Vergelt's Gott, Frau Mutter!" ein farbenreiches „Bildl" von der heiligen Jungfrau von Mariazell oder vom heiligen Franziskus Seraficus mit den Wundmalen, belohnt „königlich" die gläubigen Wohlthäter.

Am ersten Montag jeden Monats aber zieht Jucundus aus dem Kloster aus „auf die Sammlung". Seine Füße schützen die schlichten Sandalen, sein Haupt verhüllt die Kapuze; ein Regenschirm von vorsintfluthlichem Muster und purpurrother Farbe bildet seine Waffe, und nichts bergen seine Taschen zur Zehrung auf den Weg, nicht einmal die Dose, die einsam in der „Pforte" trauert und von dem Bruder Koch mit heroischer Enthaltsamkeit gehütet wird. Wozu brauchte er auch seine Taschen zu beschweren mit Dingen, die ihm der liebe Himmel von selber sendet! Das Brevier allein ist nicht zu Hause geblieben, und ebensowenig die Gemäldegalerie aller Heiligen, welche den Gegenstand der stillen Sehnsucht aller Schulkinder im „Landel" bildet. Von der Achsel hängt ihm der Bettelsack herunter, schlaff und leer, aber empfänglich für alle guten Gaben, die dem

Orden neue Lebenskraft und der Küche einen willkommenen Beitrag liefern.

„Der Bruder kommt, der fromme Bruder!“ ruft's von allen Seiten aus hundert Kinderkehlen, wie er seinen Fuß über die Gemarkung des ersten Pfarrdorfs setzt; ein Schwarm stürzt sich zärtlich auf seine abwehrende Rechte, ein anderer verkündet dem Dorfe, was für ein brauner Gast heranzieht, ein Segen für Männlein, Weiblein und Kinder.

Bruder Jucundus schmunzelt vergnügt, zieht seinen Rosenkranz durch die Finger, nimmt den Sack von der Achsel und geht auf den ersten Hof zu, um das fromme Werk zu beginnen. Aber schon stürzt die Nachbarin von „drüben“ herzu und fesselt den sammelnden Frater. „Bruder, das thut mir nicht an, und nehmt mir den ersten Segen — gelobt sei Jesus Christus, Ihr bleibt bei mir, und den Sack trägt Euch der Knecht, wenn Ihr wieder geht!“ Und ehe er sich's versieht, ist er in der „guten Stube“ und am gedeckten Tische; der Sack aber bekommt Form und Inhalt, daß dem Guardian das Herz im Leibe lachen muß, wenn er ihn wiedersieht. Der kleine Sepp hat dem Bruder die Hand geküßt und Josephus den Nährvater im schönsten Bilde zum Lohne bekommen, während die heilige Genovefa schon im Gebetbuch des Schwesterleins prangt.

Bis zum Braten hat er's in aller Eile gebracht, aber weiter bringt er's nicht, wie verführerisch auch der Apfelstrudel winkt — denn schon hat ihn der Nachbar bei der Kapuze und entführt ihn zur zweiten

Mahlzeit Der Sack bekommt Gesellschaft, und immer neue Eierladungen, immer neue Butterberge erfüllen die Tiefen dieser wohlgenährten Objecte. Beim Ortsrichter bekommt der Bruder bereits „Vorspann"; ein munteres Rößlein trabt vor dem Leiterwagen, der die appetitlichen Resultate seiner „Sammlung" birgt, und manch' verdächtiger Gänseschrei, der dem Frater Koch im Kloster culinarische Wonnen verspricht, tönt von der Höhe. Die blanken Gulden, die mitunterlaufen, läßt der Bruder, ohne seine Hand mit dem blinkenden Metall zu „beschmutzen", vorsichtig in die linke Habittasche gleiten, deren Rundung immer harmonischer wird.

Und wie sich die Schatten der Nacht herniedersenken über das Dorf, lenkt der Bruder seine Schritte zur Herberge. Ehrfurchtsvoll, die Mütze in der Rechten, empfängt der Wirth den „geistlichen Herrn", und die Gäste haben schon eine ganze Weile um ihr Bier gepoltert, während Frater Jucundus vor einem stattlichen Kruge sitzt und mit einem tiefgefühlten „Vergelts Gott!" seines Herzens und seiner Kehle Zufriedenheit ausdrückt. Im „Extrazimmer" steht das thurmhoch gepolsterte Bett bereit für den „frommen Bruder"; er aber denkt an die Regel, wirft dem Lager einen mitleidsvollen Blick zu und bettet auf frischem, duftigem Stroh seine müden Glieder.

Am andern Tage zieht Jucundus wieder ein in den stillen Frieden seines Convents. Mit dem leeren, schlaffen Sacke ist er aus der Zelle gezogen — da sehen sie ihn nun zurückkehren im stattlichen Zuge,

die ehrwüdigen Väter und Brüder. Kräftig zieht das Rößlein den ächzenden Wagen mit kostbarer Last, der Bruder aber schreitet fürbaß daneben, neigt demüthig sein Haupt vor dem Pater Guardian, der wohlgefällig die Summe seiner Verdienste erwägt und lobpreiset, und vor dem Küchenpräfekten, dessen wohlgefärbtes Antlitz sich in der Ahnung erlesener Genüsse noch anmuthiger röthet, breitet die Schätze des Wagens vor den entzückten Augen der Brüder aus — nach einer Stunde jedoch neigt er sich andächtig zu Brevier und Dose und hütet nach wie vor die Pforte gegen die Sünden und Sünder der weiten Welt, die ihm nicht feil ist gegen die enge, friedliche Zelle, gegen seine Heimat und Welt! Dort finden Sie ihn, wenn der Weg Sie vorbeiführt an dem Klösterlein St. Francisci, und eine Prise nehmen Sie gewiß aus der Dose des demüthigsten der minderen Brüder, des allezeit guten Bruders Jucundus!

III.

Zur Composition, setzen!

Eine Skizze aus dem Convict.

Die Klasse ist in banger Erwartung. Schwach besetzt ist das Halb-Dutzend Bänke, welche der hochwürdige Pater Präfekt in die Quarta*) postirt hat; von der tapferen Schaar, die den Kampf um die göttliche Wissenschaft in der Prima verwegen aufgenommen hat, ist nur ein Häuflein Auserwählter bis zu dieser Höhe vorgedrungen, und heute ist der große Tag, der noch Manchem dieser Auserwählten den Garaus zu machen droht. Schwermüthiger als sonst ist bei der Schulmesse das Veni creator**) erklungen, denn wenn sich heute nicht mit besonderer Großmuth der heilige Geist auf die Häupter seiner Lieblinge herabläßt, so ist's um ihre Eminenzen im Latein geschehen. Der Herr Professor hat „Composition" angesagt, und ich bin überzeugt, meinen ehrenwerthen Leser überläuft, sofern er in seiner seligen Jugend auf der Bank einer Lateinschule ge-

*) Vierte Klasse der österr. Gymnasien, welche zum Theil von Ordenspriestern der Benedictiner, Cistercienser, Prämonstratenser, Piaristen, Jesuiten, Augustiner und Franziskaner geleitet werden.

**) Das Schul-Lied „Komm, Schöpfer, Geist . . ."

ſeſſen iſt, noch heute die Gänſehaut, wenn er dieſes inhaltvolle Wort vernimmt.

„Compoſition der lateiniſchen Sprache!“ Was ſagt dieſer Spruch nicht Alles, der ſich mit ſchadenfroher Betonung über die Lippen des Pater Siardus drängt! Eine Todesdrohung ſind ſie für die Hälfte der Convicts-Klaſſe, die ehrfurchtsvoll zu den Füßen des „Römers“ ſitzt, und ſelbſt die kleinen Eminenzen wanken auf den morſchen Thronen, die der erſte lateiniſche Windſtoß umſtürzen kann.

Still iſt es deshalb in der Klaſſe. Pater Leander, der neugierige Grieche, der erſt am vorigen Tage die überzeugendſten Beweiſe von der Lungenkraft der „Rangen von der vierten“ erhalten hat, ſteckt ſein Näschen fürwitzig bei der Thüre herein, um die Urſache des unheimlichen Schweigens zu ergründen: er ſieht die ſorgenvollen Häupter — „aha!“ macht er mit hölliſchem Hohn und verſchwindet. Da ſitzen ſie nun nach der Lokationsnummer (dem Klaſſen-Range), ſpitzen die Feder, muſtern das große Lexikon und ſchieben den Faullenzer unter das Blatt, das noch in blüthenweißer Unſchuld der ſchwarzen Sünden wider die Grammatik harrt, mit denen es in einer akademiſchen Viertelſtunde bedeckt werden ſoll.

„Du, Chriſtian,“ meint der kurze Langer, den trotz ſeiner notoriſchen Ignoranz in der klaſſiſchen Philologie der Herr Präfekt aus purer Humanität von wegen ſeiner ſtrafbaren Zwerghaftigkeit unter die Erzengel der erſten Bank verpflanzt hat, zu ſeinem Nachbar, welcher als felſenfeſter Lateiner ſiegesſicher in

die nächste Zukunft blickt; „Du, Christian, wirst mich heute nicht verlassen. Schau, daß Du Deine Uebersetzung bei Zeiten fertig kriegst, und wenn ein Satz zu End' ist, laß mich sein schönstes Profil bewundern, etwas schnapp' ich doch auf und mein Eifer ist gerettet."

Die Eminenz lächelt mit wohlwollender Herablassung und verspricht, der Einsicht des nothleidenden Nachbars die Sonnenseite seines Manuskripts nicht zu verschließen.

Kaum ist der letzte, an grammatikalischen Fuchsfallen und syntaktischen Bosheiten überreiche Satz zu Ende, so tritt auch schon „primus", der Latein-Virtuose, mit der Miene des Triumphators vor den Katheder und überreicht dem Professor eine glatte Reinschrift der lateinischen Uebersetzung. Die Klasse staunt das Wunder an und wünscht sich in die Haut dieses modernen Julius Cäsar, der mit dem Vercingetorix auf dem Duzfuß steht und den „bellum gallicum" wie die Bibel liest; der Professor schmunzelt, wirft seinem Liebling einen Blick stolzer Freude zu, korrigirt einen „halben" Fehler und schreibt eine unmäßig fette Eminenz in den Katalog.

„Secundus", der Nachbar des Lateinkünstlers, ist dieser Stufe der Vollkommenheit nahe gekommen; ohne einen Blick ins Lexicon gelangt er aber nicht zum siegreichen Ende, und drei ganze Minuten später erst liefert er sein Meisterstück in die Hände des Professors. Der kurze Langer ist empört über diese Rücksichtslosigkeit des lateinischen Nachbars. Mit

einem schielenden Seitenblick hatte er gerade den ersten Satz ergattert und schaudert vor dem zweiten Satz-Ungethüm zurück; da treibt die „lächerliche Schönthuerei“ den Nachbar zum Katheder, und die ganze „Vorlage“ verflüchtigt sich mit ihm. Nun muß er sich an den Nachbar zur Linken halten, dessen Wissenschaft schon hart an die „Ademinens“ (die drittbeste Note) streift und deßhalb nur mit Vorsicht genossen werden darf, damit man nicht zu den eigenen Fehlern, die der Mensch am allerbesten trifft, noch von ungefähr einen saftigen „fremden“ dazubekommt.

Die Ademinens ist gnädig genug, dem noth-leidenden Nachbar die Lichtseite ihrer Komposition zuzukehren, und sehnsüchtig haften dessen Blicke an jedem Worte, das jene glücklichere Feder auf das Papier niederträufelt. Aber auch dem Professor auf dem Katheder ist die schielende Thätigkeit des kleinen Langer nicht entgangen und eben hat sich der Be-jammernswerthe mit einigen Verlusten bis zum dritten Satze durchgekämpft, als ihn ein Donnerwort des ehrwürdigen Siardus allen Wonnen des Abschreibens entrückt.

„Er dort, Er Zwerg an Körper und Geist, den ein beklagenswerthes Versehen auf einen Ehrenplatz gesetzt hat, glaubt Er, ich sei blind genug, seinen Einbruchsdiebstahl beim ademinenten Nachbar zu übersehen? Spar' Er sich die unnütze Mühe, mit fremden Federn seine armselige Ignoranz zu schmücken. Einpacken und marsch in die letzte Bank! Dort mag Er zusehen, wie Er seinen wohlverdienten Dreier zu

einem Zweier emporarbeitet — seinen Professor aber betrügt Er nicht!“

Und kreidebleich, durchdrungen von seiner schmählich entdeckten Sündhaftigkeit, wankt der entthronte Lateiner in die letzte Bank, an deren Eingang es deutlich geschrieben steht: Lasciate ogni speranza!

Die Vorgänge in der ersten Bank sind selbstverständlich nicht ohne deprimirende Einwirkung auf die Haltung der Hintermänner geblieben. Ihre Verwegenheit ist sichtlich gedämpft; mit verdoppelter Leidenschaft spitzen sie die Feder, schöpfen die Tintenfässer aus und entwickeln einen phänomenalen Papierverbrauch ohne schriftliche Resultate. Quartaner Fritz, dem der erste Kompositionssatz schon in seiner deutschen Fassung ein spanisches Dorf von ungeheueren Dimensionen ist, hat bereits alle Buchstaben des deutsch-lateinischen Ingerslev abgesucht, aber in geradezu pyramidaler Höhe thürmen sich immer neue grammatikalische Fragezeichen vor seinem geblendeten Auge auf, und ein Heer von dickschwarzen Strichen bedeckt das weiße Schlachtfeld auf seinem Pulte. Ab und zu richtet sich sein Blick recognoscirend auf den Pater Professor, um sofort wieder einen beschleunigten Rückzug vor den blitzenden Professors-Brillen anzutreten.

Endlich ein günstiger Augenblick! Pater Siardus vertieft sich in die Lectüre der Morgenzeitung, die ihn mit einem belehrenden Essay über sein Ferial-Amusement, den rationellsten Krebsenfang, fesselt. Diesen ersehnten Augenblick benützt Quartaner Fritz,

um seine Feder mit dem fleischigen Rücken seines Vordermanns in eine empfindlich-stichelnde Berührung zu bringen. Der Nachbar von vorne fährt zusammen und dreht dem Attentäter sein entrüstetes Antlitz zu.

Ein Wink aber, und er begreift, läßt seine Hand „von ungefähr" in die rückwärtigen Regionen schweifen und zieht sie, mit einem Zettel belastet, zurück. „Ein Königreich für meine Rettung! 20 Sätze, sechs Fehler!" sagt das minimale Document. Der Empfänger capirt, und wieder spielt der Telegraph nach vorne bis zum „Primus", der bereits auf Lorbeeren ruht und eine nach dem einstimmigen Urtheile der Klasse „äußerst überflüssige" Fleißaufgabe fabricirt. Der Triumphator ist menschenfreundlich; einen besorgten Blick richtet er noch auf den Professor, der eben auf der zweiten Spalte des rationellen Krebsenfanges angekommen ist, dann aber verschwindet die Fleißaufgabe, und seine übersetzungsgewandte Hand zaubert in edler Selbstverleugnung eine mit 5 bis 6 Fehlern beschwerte Composition auf's Papier.

Mit der Uhr in der Hand verfolgt sorgenvoll, seine eigene Feder zu den genialsten Scheinmanövern zwingend, Fritz den aufopfernden Lateiner. Halb neun! Bald ist's dreiviertel und noch steht er vor dem Chaos, vor dem ungelösten Räthsel seiner Composition. Schon erlahmt das Interesse des Professors an seiner wässerigen Lectüre; sein spähender Blick gleitet ab und zu über die Brille in die Klasse, die sich mit tiefer Inbrunst in die Arbeit versenkt; sowie er sich aber rastend in die Zeitung zurückverliert,

giebt der Primus sein Zeichen, und in der Tiefe functionirt der Telegraph — etliche Secunden später hält der beseligte Fritz seinen Talisman in der Hand und entwirft mit beflügelter Eile „nach berühmten Mustern“ eine Uebersetzung, wie sie Gnade vor den Augen des Pater Siardus finden muß — er ist gerettet!

Unheimlich rasch fliegen die Minuten; am raschesten aber verfliegen sie dem in die letzte Bank deportirten Klassen-Benjamin, der in dieser fernen Region seine Blicke rathlos von Blatt zu Blatt schweifen läßt und nichts als eine Wüste der Ignoranz erspäht. Da belebt eine geniale Idee sein inhaltleeres Haupt. Seine Mittel haben ihm den Luxus eines dickbäuchigen Lexicons nicht erlaubt, und doch ist es bei entsprechend mäßigem Gebrauch angesichts einer so harten Compositionsaufgabe ein unabweisbares Bedürfniß. Das muß selbst der Professor einsehen, und deshalb wagt der Kleine einen Patrouillengang auf den Fußzehen nach der ersten Bank. Pater Siardus ist zwar kurzsichtig, aber unendlich weithörig, und selbst der zarte Tritt dieses Homunculus ist bis zu seinen leistungsfähigen Ohren gedrungen. „Was will man, was hat man vor?“ ruft er dem Benjamin zu: „wird man auf seinem Platz bleiben?“

Der Kleine hält ehrfurchtsvoll inne in seinem Pfade, wagt aber die schüchterne Bemerkung von wegen des Lexicons, das seinem spärlichen Sprachschatz in den äußersten Fällen nachhelfen soll. Siardus läßt es mit scheinbarer Beruhigung geschehen

und nicht das leiseste Blinzeln verräth, daß er den bedeutsamen Händedruck bemerkt, den der „Verdächtige“ mit dem Lexiconspender getauscht. Fünf Minuten später aber schlängelt sich, kühngemacht durch des Professors Großmuth, der Zwerg abermals in die Gegend der Eminenzen, um das kostbare Buch in die Hände des Eigenthümers zu legen und mit diesen Händen abermals eine zärtliche Begegnung zu suchen. Diesen Moment indeß hat der Mann am Katheder erwartet. Mit einem Sprung, der sich mit seiner imposanten Persönlichkeit schwer verträgt, ist er von seiner Höhe herab und auf den Schauplatz des Verbrechens gelangt. Ein Griff, und die „falsche“ Composition, die dem Kleinen seine lateinische Existenz rächen sollte, ist in seinen Händen. „Ein Dreier für Jeden!“ donnert vernichtend sein Organ; gebrochen wankt der Benjamin nach rückwärts, geknickt ist aber auch die Herrlichkeit der Eminenz, die zu solch einer entschiedenen Verhöhnung der ehrlichen Arbeit verbrecherisch die Hand geboten.

Zehn Minuten später läutet erlösend die Schulglocke, und kleinlaut legt die Klasse das Resultat ihres einstündigen Fleißes auf dem Katheder-Throne vor dem Gewaltigen nieder, der mit unerbittlicher Pünktlichkeit zum schleunigen Ende drängt. Zwei blüthenweiße Blätter bezeichnen die Arbeit der schwärzesten Bösewichter und Ignoranten von der letzten Bank; mit leerer Hand aber ist nur Einer gekommen, der verdonnerte Benjamin, um dem Pater Siardus seine Sünde zu beichten und abzubitten. Mit schlecht

verborgenem Mitleid schüttelt der Professor sein würdiges Haupt.

„Man wird sehen, was zu thun ist, aber schwindeln wird man niemals wieder.“ Am nächsten Tage ist „Location“. Ein Jeder bezieht den Platz, den ihm die Location errungen; nach den Unverbesserlichen der letzten Bank kommt der „kompositionslose“ Benjamin zur „Besetzung“. Obdachlos, ein verlorenes Schäflein, harrt er gramgebeugt der Dinge, die da kommen sollen. „Diese menschliche Kleinigkeit“, nimmt mit großmüthiger Verachtung der Professor das Wort, „verdient eigentlich nicht, daß sie eine ehrliche Schulbank trägt; da sie aber zur Schmach unseres würdigen Convictes nun einmal existirt, mag sie dahingehen, wo allein sie des Menschen Auge erspäht: in die erste Bank — bei der nächsten Composition aber wird sie hier oben, auf des Katheders einsamer Höhe beweisen, wie sie ihren Cäsar versteht und aus der Tiefe ihres eigenen Wissensschatzes zu schöpfen weiß.“

Mit dieser erhebenden Aussicht schließt für den Klassen-Zwerg die Episode. Daß es keine freudige Ueberraschung war, welche der ehrwürdige und wackere Pater, dessen Namen die Klasse allezeit dankbar nennt, bei der nächsten Composition in der Katheder-Einsamkeit erlebt, dies erzählt mit Schaudern die Convicts-Chronik.

IV.

Pater Kleophas und sein Geheimniß.

Eine Geschichte aus der Klosterwelt.

Johannes ist sechszehn Jahre alt geworden, hat zugenommen an Weisheit und Gottesfurcht und den Pater-Gymnasial-Präfekten zu manchem wohlgefälligen Schmunzeln der Zufriedenheit begeistert. „Wirst ein tüchtiger Professor werden vor dem Herrn," meint er mit väterlicher Milde, streichelt die milchweißen und spiegelglatten Wangen des „Humanisten" und drückt der Mutter gratulirend die Hand. Aber Mama lächelt sonderbar und weicht der Gratulation zum „Professor" auffallend aus.

Sie hat andere Pläne mit ihrem Johannes vor, ganz andere. Am nämlichen Tage überschreitet eine stattliche, braune Gestalt bedächtig die Schwelle ihres Hauses. „Gelobt sei Jesus Christus," grüßt sie ehrfurchtsvoll den Gast und führt die Rechte des Braunen andächtig an ihre Lippen. Das ist der Pater Guardian des Kapuziner-Klösterleins, in welchem der heilkräftigste Balsam und die wunderthätigste Salbe fabricirt wird zum Wohle der leidenden Menschheit.

Dort vor dem Gnadenbilde der schwarzen Muttergottes von Czenstochau hat sie ihr Söhnlein vor sechszehn Jahren dem heiligen Franziskus Seraphicus

verlobt, wenn es der Himmel gesund erhielte: ein minderer Bruder des heiligen Franziskus sollte er einstens werden, den braunen Habit der Kapuziner um seine Glieder hüllen und mit dem Rosenkranz am Strick in den Kampf mit der sündenvollen Welt eintreten. Und das Verlöbniß hat sie nicht vergessen in den wechselnden Jahren. Wohl hatte der Vater bedenklich und tadelnd das graue Haupt geschüttelt, wenn er von der „närrischen Geschichte" reden hörte, ehe er aber sein schüchternes Veto anbringen konnte, hatte er sich zur ewigen Ruhe niedergelegt und bei den braunen Vätern ein stilles Grab gefunden.

Und der kleine Hannes war ein junges Kapuziner-lein geworden, ehe noch eine Tonsurscheere sein jungfräuliches Haupt berührt hatte. Wenn sie am Klosterthurm zur Matutin läuteten, war er mit einem Sprunge aus den Federn und mit einem Satze drüben in der Sakristei. Mit gewandter Hand fing er nach der Mette das kunstvoll geschwungene Meßbuch des Pater Hieronymus auf und stolz wie ein Prälat trug er es vor ihm her zur ersten Messe. Die Ministrantur sagte er lateinisch her wie das ABC, und im Di-rectorium kannte er sich aus wie der Pater Ceremoniarius.

„Wirst ein schönes Paterlein werden," meinte der fromme und einfältige Bruder Virgilius, wenn er dem Buben das rothe Ministranten-Röckchen richtete, und rühmte dem Pater Guardian den Eifer des Kleinsten der Diener Gottes. Und so war es ge-blieben, als ihn die Patres Piaristen in die Latein-

schule bekamen und in die interessante Gesellschaft der alten Römer und Griechen einführten. Sein Latein war das klassischeste in der ganzen Klasse, der Ruf seiner Wissenschaft drang bis in die Humaniora, und als er selbst, praemio donatus (ausgezeichnet mit dem höchsten Preise) emporstieg in die lichten Höhen der humanistischen Wissenschaften, prophezeite ihm der Ordinarius die höchsten Stufen irdischer Größe.

Und dennoch Kapuziner! Heute war es ausgemacht worden zwischen dem frommen Mütterlein und dem Pater Guardian, und morgen sollte es Ernst werden mit der Einkleidung. Der Candidatus hatte seinen Sonntagsstaat angelegt; in der Hand trug er den Rosenkranz und das Brevier, aus dem er so oft daheim vor dem Altare, den ihm das Christkind bescheert, seine Gebete gesprochen hatte. „Ein Neuer!“ murmelte philosophisch der Bruder Pförtner und machte mit der Scheere einen gewaltigen und verhängnißvollen Schnitt in den allezeit flickbedürftigen Habit des Pater Robert, als der Jüngling an sein Fensterlein pochte und das Pfortenglöckchen zog. „Auch Einer, der da eingeht in den Frieden — der Himmel segne es ihm!“ und nach einer kräftigen Prise erschließt er die Pforte, welche einführt zum Frieden Gottes. Zwei Tage später, am Namenstage des seraphischen Franziskus, füllt eine andächtige Menge das bunte Gotteshaus der minderen Brüder. Keine Bank zeigt eine Lücke; auf dem Chor hat der Schulmeister mit seinem schönsten Taktstocke Posto gefaßt, und in der Honoratiorenbank erscheint neben

dem Herrn Bürgermeister der hochwohlgeborene Herr Justitiarius mit seinem vornehmsten Angesicht. Zur Rechten haben sie ihm eine Frau gesetzt, deren Auge sich nicht losreißen kann von ihrem dicken Gebetbuche. In diesem Auge aber perlt manchmal ein Thränlein der Freude, und glückstrahlend blickt es auf, wie der Convent aus der Sakristei zieht und inmitten der Klosterbrüder ein bleiches, blondes Bürschlein vor den Altar kniet und mit der Stirne dessen Stufen berührt. Die Glocken tönen, das rauhe, braune Gewand des seraphischen Ordens legt sich um die zarten Glieder des Jünglings; die blonden Locken, die ihm — einem Goldstrome gleich — auf die Schultern herabgewallt waren, fallen unter dem Scheermesser und die spitze Kapuze deckt sein jugendlich Haupt. „Miserere“ tönt der düstere Chor der Brüder; sie legen sich auf das Angesicht und der Candidat mit ihnen. Johannes ist begraben, „Bruder Kleophas“ erhebt sich vom Boden und wankt dem Betschemel zu. Und wieder perlen zwei Thränen aus dem Auge der betenden Frau neben dem ernstblickenden Herrn Justitiarius — schwere Thränen der Freude und des Leids; sie hat ihren Sohn dem Himmel geschenkt und zieht allein dahin in ihr einsames Haus . . .

* * *

Sechs Jahre sind ins Land gegangen. Im Refectorium des Klosters zu O. sitzen die Brüder Kapuziner. An der Spitze der ersten Tafel thront gewichtig, die Hände über das Cingulum gefaltet, der ehrwürdige Pater Provinzial. Das „Benedicite“ ist bereits gesprochen, Bruder Damascenus hat die dampfende Suppenschüssel auf den Tisch der „Paternität“*) gestellt, welchen nur der rundliche Guardian und der unter seiner Jahre schweren Last zusammenbrechende Pater Vikarius theilen, und ein erbauliches Gespräch entwickelt sich in diesem bevorzugten Refectoriums-Viertel, nach welchem die „Junioren“ und Laienbrüder am Katzentisch mit ehrfurchtsvoller Scheu herüberlauschen. Da fällt das von der Sauberkeit des Convents sichtlich entzückte Auge des Pater Provinzials auf eine Lücke in dem freundlich gefüllten Saale.

Dort, wo die Jüngsten in der Profeß und die Gesegnetsten im Appetit in andachtsvoller Stille ihre Suppenteller leeren, harrt ein Stuhl noch immer seines Herrn, eine Suppe noch immer ihres Essers. Schreckensvoll folgt der Guardian den Blicken des Ehrwürdigen und wagt zu bemerken: „Reverendissimus wollen verzeihen; wahrscheinlich ein verspätetes Beichtkind oder ein Versehgang — wüßte nicht, was den hochwürdigen Pater Kleophas sonst abgehalten haben könnte, an einem so beglückenden

---

*) „Paternität“ ist die Ehren-Ansprache, welche der Laienbruder dem Priester zollt.

Tage zur rechten Zeit bei unserem bescheidenen Mahle einzutreffen."

„Denke wohl auch, hoffe es auch," murmelt Reverendissimus und versenkt sich in die berühmte Fleckerl-Suppe des Frater-Kochs.

Erleichtert athmet der Guardian auf, aber der Kelch ist nicht vorübergegangen an seinen bebenden Lippen.

„Fromme Abhaltungen in der That," tönt es vom zweiten Tische mit einer Stimme herüber, die durch Mark und Bein geht, obwohl sie salbungsvoll abgedämpft klingt. „Saubere Abhaltungen, die uns der außerordentlichen Ehre, den frommen Pater Kleophas an diesem niederen Tische zu sehen, berauben!"

„Wie meint der hochwürdige Pater Novizenmagister?" fragt empört und betroffen zugleich, einen Löffel der zierlichsten Fleckerln verschüttend, Reverendissimus.

„Ich meine, Hochwürdigster Vater", antwortet der Mann mit dem frömmsten Augenaufschlag und der spitzigsten Zunge im Convent, „daß die Beichtkinder und Versehgänge unseren würdigen Bruder Kleophas noch niemals gehindert haben, in diesen Hallen zu erscheinen. Ich glaube, ihn eben heute, da mich mein Pfad in einer Angelegenheit dieses frommen Hauses auf die Straßen der inneren Stadt führte, in Gegenden gesehen zu haben, wo die Beichtkinder an den Fingern abzuzählen sind. Wird wahr-

scheinlich mit dem Geheimniß zusammenhängen, das seine stille Zelle birgt und für das ich in der Regel unseres heiligen Ordens bisher vergeblich nach einer Erklärung gesucht habe. Womit ich nichts gesagt und nichts bewiesen haben will, Reverendissime!“

Todtenstille herrscht in den duftigen Hallen des Refectoriums. Einen Blick des Entsetzens wirft der hochwürdigste Provinzial und Visitator auf den vernichteten Guardian, einen Blick des grimmigsten Vorwurfs sendet dieser nach seinem schrecklichen Conventual hinüber, der schon den Frieden so manches Mahles durch seinen „heiligen Eifer“ gestört hat. „Reverendissime!“ stammelt er und ringt nach dem kräftigsten Worte der Entschuldigung; aber der Pater Provinzial erläßt ihm die peinvolle Rede. „Werden darüber sprechen, lieber Bruder“, sagt er mit einem trockenen Husten, der ihn erfahrungsgemäß bei jedem seiner Seelen- und Leibesruhe gefährlichen Visitations-Intermezzo unheilkündend befällt, und macht die gewaltigste Anstrengung, unter so furchtbaren Verhältnissen den für das menschliche Dasein gleichwohl unentbehrlichen Appetit wiederzugewinnen. Bei der unvergleichlichen Sardellen-Sauce des Bruder Kochs hat er ihn zurückerobert, aber sein Humor ist begraben für diese Visitation. . . . . .

Die Vesper ist gesungen, und in den Chorstallen hat der Bruder nicht gefehlt, dessen Abwesenheit von der Festtafel eine so peinliche Aufregung an dem Seniorentisch des Refectoriums hervorgerufen hat. Verwundert und beinahe wohlgefällig ruhte das

prüfende Auge des Provinzials auf dem edlen Kopf des jungen Bruders, dessen rosiges Antlitz nicht die leiseste Spur der Askese und nicht den leichtesten Anflug jenes ehrwürdigen Bartes zeigte, der den echten und rechten Kapuziner ziert. Das schmucklose, braune Gewand schien die edle Schönheit dieses Antlitzes eher zu heben, als zu beschränken; mit frommem Ernste ruhte sein klares, blaues Auge auf den Blättern des Chorbuchs und herzerhebend klang sein frischer, voller Tenor aus dem Chorus der klanglosen, gebrochenen Stimmen hervor, welche hier den Herrn lobten.

War das der Verbrecher, den der Pater Novizenmeister der gründlichen Visitation Reverendissimi empfahl? Der Provinzial wurde irre an seinem eigenen Grimme und beschloß, das große Werk der Inquisition sofort zu beginnen.

Die Brüder sind in ihren Zellen zur geistlichen Betrachtung — da wandelt Reverendissimus, geleitet von dem Guardian, bedächtig und prüfend durch die Gänge, um sich von dem geistigen und leiblichen Wohlsein des Klosters pflichtgemäß zu überzeugen. Seinem Worte öffnet sich jede Thür; vor seinem Auge giebt es keine Heimlichkeit im ganzen Convent. Besorgt um den guten Ruf seines Hauses führt der Guardian den gestrengen Gast zunächst zur Zelle Sancti Bonaventurae: dort haust Pater Florentinus, der grimmige Meister der Novizen, der Mann der Askese, der Inbegriff aller Tugenden eines minderen Bruders. Andachtsvoll öffnet Reverendissimus; mit

einer Kniebeugung begrüßt Florentinus, der sein wohltonsurirtes Haupt offenbar gerade vom Betschemel erhoben hat, den hochwürdigsten Vater, und demuthsvoll empfängt er dessen Segen.

Die Zelle ad Sanctum Bonaventuram ist ein wahres Muster frommer Armseligkeit: kein sündiges Buch, kein sündiges Bild stört die Harmonie des dürftigen, rohgezimmerten Meublements. Die heilige Einfalt, welche die Regel von dem minderen Bruder verlangt, in diesem schlichten Gemache ist sie verkörpert, und Pater Florentinus ist stolz darauf. Das Bewußtsein seiner Musterhaftigkeit erfüllt denn auch den strengen Bruder und macht ihn erhaben über all seine Confratres, deren Seele sich kleineren Makeln, als da sind eine weltliche Zeitung, am Ende gar eine wohlausgewachsene Tabakspfeife oder ein wohlgerundeter Maßkrug, nicht zu verschließen vermag. Dies Bewußtsein erhebt ihn insbesondere über seinen Nachbar, den ehrwürdigen Pater Kleophas, dessen Dasein er allein schon als eine Verhöhnung der seraphischen Regel beklagt.

Dorthin, in die Zelle ad Sanctam Caeciliam, in die stille Behausung unseres Kleophas, lenkt denn auch, nach einem Dank- und Segensspruche für den Meister und Bruder Florentin, der Provinzial seine Schritte, und schüchtern, düsterer Ahnungen voll, folgt ihm der würdige Vorsteher des Convents.

Hell und offen tönt das „Ave!“ des Paters aus der Zelle, da der Visitator mit energischem Finger an die Thür klopft; mit weltgewandter, respectvoller

Beugung des Hauptes grüßt Pater Kleophas den hochwürdigsten Besucher, dessen Auge mit wachsendem Staunen die Wände dieses mönchischen Heims überfliegt. Wo ist die fromme Einfalt Florentini? Keine Zelle, — ein Schatzkästlein frommer und irdischer Kunst thut sich auf vor seinem staunenden Blicke. Eine Madonna, wie sie die prunkvolle Abtei der reichen Chorherren am Hochaltare nicht zeigt, senkt ihr wunderbares Auge auf den visitirenden Pater nieder, — er will protestiren gegen die Regelwidrigkeit so kostbarer Zier, gefesselt aber bleibt er unter dem Zauber dieser edlen Kunst, von denen die Kirchen und Convente der minderen Brüder allerdings nichts wissen sollen, und als ihn sogar der heilige Bruder Felix mit dem Bettelsack, der frommste und demüthigste Kapuziner aller Zeiten, in idealer Gestalt von der Wand herabgrüßt, verklärt sich sein strenges Visitatoren-Auge in hoffnungverheißender Weise.

Der Pater Guardian sieht dies, stößt einen Seufzer der Erleichterung aus und wagt die Bemerkung, der Bewohner dieser Zelle sei ein großer Kenner der Kunst und habe erwiesenermaßen selbst schon mit Pinsel und Palette zum Wohlgefallen des nachbarlichen Herrn Abtes hantirt.

„So, so," meint der Provinzial, „habe allerdings niemals gehört, daß ein echter Kapuziner Bilder malt, zumal er in der Uebung seiner heiligen Regel Stoff genug zu einer Gott wohlgefälligen Arbeit fände — wenn der Pater aber sonst seine heilige Pflicht erfüllt, will ich gegen die würdige Wieder-

gabe der heiligen Bewohner des Himmels nichts einwenden."

Der begnadigte Pater neigt sein blondes Haupt.

„Nun aber, mein frommer Bruder", fährt der Provinzial fort, „lassen Sie mich einmal Umschau halten in Ihrer Zelle: man hat mir Manches von Ihnen gesagt, was ich lieber nicht gehört hätte, und was ich gern vergessen möchte, weil in Ihrem Auge kein Falsch scheint und weil Sie in der Jugend Ihres Ordenslebens dem Himmel noch Manches abzubitten vermögen . . . . ."

Und wieder gleitet sein Auge prüfend durch die kunstreiche Zelle, um plötzlich wie festgebannt an einem dichtverhüllten, gewaltigen Gegenstand haften zu bleiben, den der Chormantel des Paters auch noch halb bedeckt. Kein Zweifel — das ist das Geheimniß, von welchem Florentinus, der Novizenmeister, gesprochen, das den Pater der Freuden des köstlichen Festmahls beraubt und in den schwärzesten Verdacht gebracht hat! Vorsichtig naht der Visitator der unheimlichen Ecke, zieht den Mantel beiseite und steht vor einem Kasten seltsamer Form, über den sich die grüne Hülle schützend breitet. Einen fragenden Blick wirft er auf den Guardian, der sein Auge ergebungsvoll zu Boden schlägt und beginnt den Knoten des grünen Kleides zu lösen.

Pater Kleophas sieht seinem Schicksal gefaßt entgegen: gehorsam trägt er den Schlüssel herbei, der die letzte Pforte zu seinem Geheimniß erschließen soll und — das fromme Auge des Pater Provinzials

blickt entsetzt nach den Dingen aus, die da kommen sollen — eine leibhaftige Kniegeige präsentirt sich tiefaufseufzend dem gestrengen Visitator. Das also ist des Pudels Kern, das Geheimnis des Pater Kleophas!

Der Provinzial durchblättert im Geiste die heilige Regel und Konstitution, um eine gesetzliche Basis für die Existenz eines solchen musikalischen Individuums im stillen Klosterfrieden zu gewinnen. Umsonst! Daß ein Kapuzinerbruder die Kniegeige gespielt, daß ein Cello Herberge in einer Zelle dieses Heiligen Ordens gefunden, ist an der Hand der Chronik nicht nachzuweisen, und dennoch will er Gnade für Recht ergehen lassen und dem musikalischen Pater sein „Geheimniß" lassen, wenn er eine Generalbeichte über das versäumte Mittagmahl und den interessanten Zusammenhang desselben mit besagtem Cello ablegen wollte!

Kleophas erröthet bis an seine blonden Stirnlocken hinauf, schweigt eine lange Weile, dann aber nimmt er — frisch entschlossen — einen Anlauf zur Reue und erzählt:

Der Geist der Regel, welcher sein irdisches Dasein sich anzupassen hat, dieser Geist hat sein Leben nicht auszufüllen vermocht — begeistert flieht er in freier Stunde in das Reich der Musik und entlockt dem Cello manchen Seufzer der Wehmuth. Das Instrument ist sein unzertrennlicher Gefährte, der Vertraute seines Herzens, der Dolmetsch seines geheimsten Kummers geworden. Die Freude an der Musik aber führt ihn

auch über die Schwelle der Klosterpforte zu gleichgesinnten Freunden und Jüngern der Kunst, und bald sieht man den schlichten Mönch in dem rauhen, braunen Ordenskleide überall, wo gute Musik gemacht wird. Und wenn der Theaterzettel eines der herrlichen Werke Mozart's oder Beethoven's ankündigt, dann fehlt er auch nicht im weltlichen Musentempel im dunklen Hintergrunde der Directionsloge. Der Bühnenleiter kennt und ehrt den jungen Mönch, dem das Feuer heiliger Begeisterung im Auge glüht und säumt nicht, ihn wissen zu lassen, wann ein besonderes musikalisches Ereigniß diese Begeisterung steigern könnte. So hat er ihm gestern, — gerade als der gestrenge Pater Provincial seinen Einzug in den Convent hielt, eine Generalprobe mit einem Tenor von europäischer Celebrität notificirt, die den musikalischen Kapuziner mit zauberischer Gewalt von den Freuden des Visitationstages in die volle Weltlichkeit abzog.

Das Personal war complet, der Gast zur Stelle, nur der Capellmeister machte ein verzweifeltes Gesicht und eilte schließlich auf die Bühne, um dem Director mit flüchtigen Worten die Bedrängniß seines Herzens zu offenbaren. Er hatte die Häupter seiner Lieben in der Tiefe des Orchesters gezählt, und — siehe da — es fehlt ein theures Haupt! Das erste Cello ist krank, die Generalprobe ist verloren. Ungeduldig stampft die Berühmtheit mit dem Fuße, rathlos zerrauft sich der Meister der Capelle sein reiches Haupthaar — da überkommt den Bühnenleiter eine

geniale Idee: dort sitzt der Retter in der Noth, der braune Mönch mit der musikalischen Begeisterung muß helfen. Ein Sprung hinab, ein dringendes Wort, und Pater Kleophas sitzt im Orchester und streicht die Kniegeige, daß es eine Passion ist. Der berühmte Gast aber verwendet bei dieser Probe kein Auge vom Orchester: die braune Kapuze und der weiße Strick haben es ihm angethan. Beide Hemisphären hat er „durchsungen", allerlei erlebt, aber ein Kapuziner im Opernorchester, das war noch niemals dagewesen!

„Unerhört, nie dagewesen!" das murmelt auch, das Kreuz über sein entsetztes Antlitz schlagend, der Provinzial, und mit verständnißinnigem, wenn auch minder natürlichem Entsetzen secundirt ihm der Pater Guardian, dem die holde Frau Musika längst an's Herz gewachsen ist, und ihr würdiger Jünger Kleophas mit ihr. Dann aber nimmt der Gestrenge eine Prise, fährt sich sinnend über die Tonsur und meint: „Sie sehen mich entsetzt, hochwürdiger Bruder — dergleichen Dinge habe ich nicht gehört, seit dieses Gewand meinen Körper deckt — und ich will es nicht wieder hören. Was ich aber hören will, das ist die Kunst, welche Sie so ganz mit ihrem Zauber umstrickt hat. Nehmen Sie den Bogen und zeigen Sie, was Sie zu wirken vermögen mit diesem Instrument, das die Zelle der heiligen Cäcilia so merkwürdig schmückt!"

Pater Kleophas zaudert; in pflichtmäßiger Obedienz jedoch greift er endlich zum Bogen und in einem

schmelzenden Adagio erprobt er des Cello ganze, zum Herzen dringende Gewalt. Der Pater Provinzial ist auf einen Stuhl gesunken und lauscht und lauscht noch immer, nachdem der letzte Ton verklungen ist, wie in andächtigem Gebet. Dann aber tritt er heran an den Bruder, nimmt seine Hand und spricht: „Sie haben nichts verbrochen, Bruder Kleophas, Musik ist Gebet! Ueben Sie sie weiter Ihre herrliche Kunst, Eines aber versprechen Sie Ihrem Obern: Spielen Sie überall, nur nicht im Theater, sonst versäumen Sie wieder eine Visitation und kränken den gestrengen Bruder Florentin, dem ich noch heute erzählen will, wie es mir gefallen hat: Ihr wunderbares Geheimniß!“

Sprach's und geht mit frommem Gruß davon. Pater Kleophas beherzigt seine Worte: seine Kunst ist ihm theuer geblieben und hat ihm die Kraft gegeben zur Uebung der schweren Regel; sie ist berühmt im Orden und außerhalb desselben; niemals wieder aber ist sein Cello erklungen in den weltlichen Hallen der großen Oper!

V.

Der Herr Prälat.

Eine Skizze aus dem Stift.

Sie sind aufgeregt, die Canoniker des heiligen und weißesten*) Ordens des heiligen Norbertus. Dicht gefüllt ist das weite Refectorium und kein frommes Silentium hält die Zungen der Brüder im Zaume. Nur ein Platz ist leer: der Präsidenten-Platz an der Stirnseite des Saales unter dem mächtigen Crucifix, der Platz Seiner Gnaden des hochwürdigsten Herrn Prälaten. Seine Gnaden ist versammelt worden zu seinen Vorfahren auf diesem äbtlichen Stuhle und hat den Convent der Canonie**) verwaist zurückgelassen und rathlos über die Wahl seines Erben und Nachfolgers im Herrscher-Amte des Stiftes.

Und nun, nachdem die Respect-Monate dahingegangen sind, beruft der Pater Prior und Administrator die Brüder alle, wo immer sie sein und weilen mögen, in das verwaiste Mutterhaus, um den Mann zu erwählen, in dessen Hand sie nach der

---

*) „Der weißeste Orden" — eine Neben-Bezeichnung des Ordens der weißgekleideten Prämonstratenser-Chorherren.

**) „Canonie" — die Bezeichnung für Klöster der Chorherren.

Verfassung des mönchischen Reichs die lebenslängliche, absolute Herrschergewalt legen wollen, dessen Macht und unumschränkter Leitung sie sich anvertrauen wollen in freier Wahl.

Und heran ziehen sie nun, die Externen von Nah und Fern, zum Wahl-Capitel des Convents: der Professor verläßt die Schulstube, der Pfarrer umhüllt seinen wetterharten, der klösterlichen Regel fremd gewordenen Leib mit dem weißen Habit, wirft das weiße Scapulier darüber, umgürtet sich mit dem weißen Cingulum und empfiehlt seine verlassenen Pfarrkinder dem Schutze des allerhöchsten Hirten, denn auch der Herr Cooperator hat sich die Gnade ausgebeten, sein Wahlrecht als Ordens-Profeß und Capitular des Stiftes persönlich auszuüben an diesem entscheidungsreichen Tage.

Das giebt ein Händeschütteln, das giebt Bruderküsse daheim im Stifte! Wie lange hat man sich nicht gesehen in diesem irdischen Jammerthale! Wohlgefällig streift des Pater Subpriors schalkhafter Blick die rundliche Gestalt des Pater Vincentius. Waren Con-Novizen*) gewesen im Stifte, hatten gemeinsam aus der Quelle der hl. Regel getrunken, bis sie das Gebot des in Gott ruhenden Prälaten auseinandergerissen hatte! Vincentius haust heute als wohlbestallter Pfarrherr auf St. Jörgens-Berge; eine Schaar rundlicher und bräunlicher Kühe brüllt

---

*) Con-Novizen d. h. Mönche, die gleichzeitig ihre Probezeit gemacht haben.

in seinen Ställen, der Weizen blüht auf seinen Feldern und die Pfarrkinder gedeihen in seinem kleinen Reiche. Dabei ist er selber immer röthlicher und rundlicher geworden, der schlanke, bleiche Novize von anno dazumal, während der Pater Subprior in der dumpfen Klosterluft zwar zugenommen hat an geistlicher Würde, aber nicht an leiblicher Bürde.

Nun sitzen sie beisammen und reden von vergangenen Zeiten und vergangenen Menschen, von den Schicksalen der Welt und des Klosters, von dem Wandel der Zeiten und des Glückes, bis sie angekommen sind bei der kritischen Gegenwart, bei dem bedeutsamen Thema des Tages. Ja, sie ist kritisch, die Gegenwart, und vor einer großen That steht der Convent des heiligen Norbertus!

* * *

Der verstorbene Herr Prälat war ein gar feiner und vornehmer Mann. Sein Habit war pure Seide; das Almutium (Prälaten-Mäntelchen) mit der Miniatur-Capuze deckte coquett Schulter und Brust, und die schwere Goldkette mit dem Brillantkreuz schlang sich graziös um seinen Hals. Seine zierlichen Damenfüßchen hüllten ebenso zierliche Lack-Stiefeletten ein, wie sie Norbertus der Heilige in seinem Asketen-Dasein kaum geahnt hatte; seine freundlich-klaren Augen schauten durch goldberänderte Brillen, und sein interessantes Haupt bedeckte eine elegant frisirte Tour. Die wohlgepflegten blüthenweißen Hände harmonirten trefflich

mit dem weißseidenen Ordenskleid, und imposant blitzte der Prälaten-Ring aus purem Edelgestein an seinem Finger. Er fuhr gemeiniglich vierspännig; auf dem Kutschbock wehte der weiße Federbusch eines Büchsenspanners, und dieser imposante Jägersmann spannte wirklich die Büchse, wenn der hochwürdige Herr Prälat in Begleitung seines Gutsnachbarn, des Herrn Grafen, auf der Entenjagd war. Nach der Jagd aber gab es großes Dejeuner in der Prälatur und der „herrschaftliche" Koch, dessen Vaterland nach den Versicherungen des Kammerdieners irgendwo in einer „französisch-sprechenden Gegend" lag, gab den hochgeborenen Gästen Seiner äbtlichen Gnaden manches angenehme culinarische Räthsel zu lösen.

Ja, wie hatte es der schlichte Mönch und Schneidersohn von einst angefangen, ein so großer und vornehmer Herr zu werden! Bringt das Alles das Amt und die Würde? Beinahe sollte man's glauben, denn anerzogen war dem jungen Schneiderlein die Noblesse und das Savoir vivre sicherlich nicht. Wenn er aber im Herrenhause, eingesäumt von Fürsten und Excellenzen, auf seiner weichen Bank saß und sich weihevoll zu einem schönen Spruche erhob, oder wenn er in der Prälatencapelle einem hochadeligen Brautpaare die Traurede hielt, daß die Worte wie Honigseim von seinen Lippen flossen oder wenn er bei einem Diner der Dame des Hauses galant den Arm bot und sie in den Speise-Salon geleitete, dann schwor man darauf, daß seine Wiege nicht in der elenden Dorfhütte, sondern in einem der

prunkvollen Residenz-Paläste gestanden sei, in denen er mit so viel Grazie verkehrte.

In der kleinen stillen Stadt, deren Herren und Gebieter in der guten, alten Zeit die ehrwürdigen Herren Aebte und infulirten Landesprälaten des Stiftes waren, zog sogar der gestrenge Herr Bürgermeister demüthig den frischgebügelten Cylinder, wenn der „gnädige Herr" vorüberkam, und hochbeglückt fühlte sich selbst der Herr Bezirkshauptmann, wenn ihm der Herr Prälat mit der eleganten weißen Hand einen Gruß zuwinkte. Wenn er aber am Festtage in der von vier edlen, goldgeschirrten Rappen gezogenen Galla-Carosse — pures Gold und Glas — angethan mit dem Rochett, segnend über den Hauptplatz zur Pfarrkirche fuhr, um mit Mitra und Pedum, mit den Zeichen der bischöflichen Würde, das Hochamt zu pontificiren, dann beugte das schlichte Bäuerlein und der protzige Bürger das steife Knie und bekreuzte sich in scheuer Andacht: Er segnete ja, Se. Gnaden, der hochwürdigste Herr Prälat!

Alles hatte einen großen Styl unter ihm: er war der Freund von Potentaten; sein Mönchs-Habit bedeckte sich mit blitzenden Ordens-Sternen, und das Stift stand glanzvoll da unter seinen Rivalen von den Orden St. Norbert's, St. Benedict's und Bernard's.

Das fühlten die Chorherren mit, wenn sie auch nur die schlichte Staffage für den Mann waren, der stolz und gebietend dastand, nicht unter, sondern hoch über ihnen. Eine Gruppe allerdings gab es, welche

bedenklich die Häupter schüttelte und ganz insgeheim, wenn der Herr Prälat fern in der Residenz Hof- und Adels-Luft athmete, ein leises Murren ertönen ließ, denn der Pater Provisor brütete oft merkwürdig lange und trübe über seinen Büchern und Rechnungen, und der Herr Rentmeister bekam immer einen heillosen Schreck, so oft ihm der Secretair Seiner Gnaden ein kleines duftendes Brieflein zustellte. Er kannte dessen Inhalt und öffnete seufzend die eiserne Cassa. Ab und zu fuhr er sogar in die Kreisstadt und machte ein gutes Stück Papier, das sich gar lange wohlbehalten im Kloster-Frieden befunden und fette Zinsen getragen hatte, zu noch besserem, aber nicht gleich dauerhaftem Golde: der Herr Prälat war ein vornehmer Herr und brauchte von diesem Metall, wollte er sich standesgemäß behaupten in seiner Sphäre!

Einmal hatte der Mann der Oekonomie auch scheu und schüchtern ein warnendes Wörtlein gesprochen, aber Amplissimus ac Revenderissimus, der gnädigste Herr Prälat, zuckte nur nachlässig die Achsel, putzte die goldene Brille und meinte: „Sie verstehen das nicht, Pater Provisor; was ich thue, thue ich zum Glanze des Stifts, und Niemand wird weiser sein wollen als sein Prälat!“

Das wollte auch Niemand, und dennoch murmelte und murrte man immer deutlicher, je länger der „Unsterbliche“ den Hirtenstab trug und seine klösterliche Heerde weidete. Man hätte vielleicht noch kräftiger gemurrt, hätte Amplissimus nicht mit vor-

nehmer Nachsicht auch auf das Ordensleben seiner Conventualen geblickt, welche in den langen Jahren seiner Regierung aus seiner Hand das modernisirte Kleid des hl. Norbert empfangen, in seine Hand die ewigen Gelübde abgelegt hatten. Er war ein nobler und milder, wenn auch nicht herablassender Herr, welcher lebte und leben ließ — das mußte man schätzen und loben.

Erst im letzten Jahre seiner an Glanz und Ehren reichen Regierung schlich die Rebellion im Capitel umher, als die Weisen der Oekonomie, in Ermangelung anderer finanzieller Wege, an dem Tische des Hauses zu beschneiden und zu nergeln begannen, dem Pater Küchenmeister die freigiebigen Hände banden und den Convent in den Kreis ihrer Ersparungskunst zogen. Da murrten und drohten die Capitulare, und das böse Wort von „unfreiwilliger Resignation“ schwirrte bis zu Seiner Gnaden Ohren.

Er war ein greiser Mann geworden, aber ein hoher Mann geblieben, und nun richtete er sich auf in der ganzen Größe seiner Vergangenheit, warf das Pluviale, den goldgestickten Vespermantel, über seine Schultern, bedeckte das graue Haupt mit der äbtlichen Inful, nahm den Stab in seine Rechte und schritt die Stufen zu seinem Prälatensitze empor im Capitelsaale: Ein zürnender und strafender Gott, stand er vor seinen Brüdern, und wie sie die Blitze seines Blickes trafen, jenes Blickes, dem sie zu gehorchen, vor dem sie sich zu beugen gewohnt waren, da erbleichten und erbebten die kühnsten Männer der

Opposition. Er aber stieß den Hirtenstab dröhnend zu Boden und donnerte ihnen die denkwürdigen Worte zu:

„Non Vos me eligisti, sed Ego elegi Vos!“

„Nicht Ihr habt mich erwählt, sondern Ich habe Euch erwählt!

Und Ich werde Euch wieder verwerfen, nicht Ihr werdet verwerfen Euren Vater!“

Und tiefe Stille herrschte in dem gothischen Saale, und Einer nach dem Anderen der ergriffenen Chorherren schritt zu dem Sitze des Vaters, beugte sich tief zur Erde und küßte den blitzenden Prälatenring an seinem Finger.

Und dennoch war auch er getroffen in der Tiefe seiner Seele: er war ein stolzer Geist und mächtig erfüllte das Bewußtsein seiner Würde seine Seele. Nun war sie verwundet und erschüttert, und der Leib siechte dahin mit der Kraft dieser Seele. Wenige Wochen nur, und man sang das Miserere in der herrlichen Kirche des Stiftes am Sarge des todten Prälaten: er war gestorben an gebrochenem Herzen und an verwundetem Stolze . . . . .

Aber er war rechtzeitig gestorben für die Finanzen seiner Abtei. Schon bröckelte Manches ab von dem stattlichen Besitz, welchen fromme Stiftungen und gute Wirthschaften angesammelt hatten zu Ehren des heiligen Norbert. Ein Maierhof, ein zweiter und ein dritter waren zum Opfer gefallen dem Glanze des Stiftes, und der Prior-Administrator, welcher nach des Prälaten seligem Ableben die Schlüssel der Abtei an

sich genommen, seufzte schwer auf über den hinterlassenen Correspondenzen des gnädigen Herrn, welche Manches aufdeckten von den schweren Verpflichtungen des belasteten Stifts.

Von alledem flüsterte man dort in der dichten Gruppe der Capitulare im Refectorium, zu welcher die Pfarrherren und Cooperatoren das stärkste Contingent stellten. Sie wußten zu wirthschaften; sie kannten des Lebens Kümmernisse und schaarten sich um den blühenden Seelsorger von St. Jörgen, den berühmtesten Oekonomen des Stiftes. Das ist der Retter, den sie sich ausersehen haben; er wird ein starker Oekonom und ein milder Mann der Regel sein: das sagt sein rosiges Antlitz, sein gutmüthig blinzelndes Auge und der joviale Sinn, der aus seinen Worten spricht. Zu einem gemüthlichen Nachtrunk hat er sie eingeladen in den Klosterkeller, und der beste Prälatenwein soll dabei aus diesem Keller, um ihre Kümmernisse und schweren Wahlsorgen zu verscheuchen.

Viel kleiner ist die zweite Gruppe, welche sich nach aufgehobener Tafel in der entgegengesetzten Refectoriums-Gegend zusammenthut. Das sind glatte, schlanke Herren, mit blitzenden Augengläsern und — bedächtigen Worten: die Professoren des seit undenklichen Zeiten in der alten Stadt X. unterhaltenen Gymnasiums der hochwürdigen Patres Prämonstratenser. Als vollwichtiges Collegium sind sie dahergekommen zur Wahl und grübeln über den Mann ihres Vertrauens. Eine Leuchte der Wissenschaft

wollen sie entzünden, wie sie der ehrwürdigen Abtei zu neuem Ansehen helfen muß in des Reiches Provinzen.

Und in demüthiger Bescheidenheit neigt Der das Haupt, auf den sie in erster Linie blicken, der gelehrte und erleuchtete Pater Athanasius, der hl. Theologie, des canonischen Rechts, der Philosophie und der freien Künste Doctor, des Bibelstudiums alten Testaments ordentlicher öffentlicher Professor der Universität des Landes. In der Welt der Gelehrten hat er sich entfremdet dem heimathlichen Stifte, aber wenn sein Name genannt wird unter den ersten Schriftgelehrten des Staates, wenn diesen Namen die Theologen mit ehrfurchtsvoller Bewunderung aussprechen, dann fällt doch etwas von dem Glanze seines Ruhms zurück auf die Abtei, der er entsprossen. Er ist begraben unter seinen Büchern; um so herrlicher aber muß er auferstehen in der Prälatur des Stiftes!

Wer wäre würdiger als Er, seine Hand zu schmücken mit dem Brillantringe des Prälaten, sein Haupt mit der Inful; wer wäre berufener als Er, mit seines Wissens Leuchte das ganze Stift zu erhellen und eine neue Aera der Gelehrsamkeit und der wissenschaftlichen Blüthe zu begründen, wie sie einst von den Chronisten geschildert worden war in den verblichenen Annalen der Canonie?! Um ihn schaaren sich die Männer der Gelehrsamkeit und des Lehramts, und feierlich proclamiren sie Athanasius zum Candidaten für den Tag der Entscheidung.

Und noch eine Schaar thut sich zusammen in einer dunklen Ecke der weiten Refectoriums-Halle. Wer kennt es nicht, das Asketen-Antlitz des gestrengen Meisters der Novizen und Spirituals der Kloster-familie, des ehrwürdigen Pater Lohelius? Auch er ist eine Leuchte des Stiftes, aber eine Leuchte der Frömmigkeit und Regelstrenge, ein Mann des heiligen Gesetzes, ein Hüter jener mönchischen Traditionen, von denen sich der feine Chorherr schaudernd ab-wendet, wenn er den Händen des Novizenmeisters entschlüpft und selbst ein stimmberechtigter Capitular des Stiftes geworden ist. Sein Habit ist wollig und gelblich; dominicanerhaft breit fällt das Scapulier über seine Schultern, ein Rosenkranz lugt aus seinem Gürtel und keine coquette Locke stört den frommen Ernst seines würdigen Hauptes, dessen Augen das heilige Feuer frommer Ueberzeugung ausstrahlen. Er ist die Stimme des Rufers in der Wüste: er mahnt zur Erhebung und Buße; auch er will es emporrichten, das Stift, aber durch die Kraft der ursprünglichen Regel, und andächtig lauscht ein Häuflein der ältesten und jüngsten Brüder seinem düsteren Worte. Das sind die „Zelatoren" im Convente, die Männer, in deren Busen das heilige Feuer brennt und welche es mittheilen wollen dem ganzen, im weltlichen Glanze prangenden Stifte. Ihr Mann ist Lohelius; von ihm erwarten sie Heil und Erhebung, mit ihm vereinigen sie sich nach der Vesper zu einer strengen Meditation, zur Vorbereitung des kommenden Tages.

Nur einen mitleidigen Blick haben die „Oekonomen“ für das Häuflein der „Zelatoren“; ihre Reihen stärken und mehren sich, und zuversichtlich besprechen sie des Abends in den freundlichen Hallen des Kellers den Tag der Entscheidung. Freundlich gesellen sich zu ihnen die kaiserlichen Wahlcommissäre und schlürfen das goldene, duftende Naß und stoßen bedeutsam an mit Vincentius, des Klosters berühmtestem Wirthschafter, des Weines gediegenstem Kenner, der Regel mildestem Deuter; denn Er und kein Anderer wird aus der Urne hervorgehen, das sagt den Vielerfahrenen ihr prophetischer Geist. Und auch die Capitulare stoßen bedeutsam mit ihm an, und — wäre es nicht von übler Vorbedeutung — sie gäben ihm schon heute den stolzen Titel „Euer Gnaden“, der ihn morgen hoch über Alle erheben soll, die jetzt seine gleichwerthigen Brüder und Genossen sind im Convente. Auch die Aebte von St. Isfried und Heiligenherzen, welche herbeigekommen sind, um dem Bischof zu assistiren bei der Benediction*) des Neuerwählten, haben sich auf ein halbes Stündchen herabbitten lassen in des Kellers traute Räume und ein Kelchglas geleert mit dem künftigen äbtlichen Confrater.

* * *

Er ist da, der große Tag. Im Festschmuck prangen die Häuser und Straßen der alten Stadt,

---

*) Die kirchliche Weihe der mit den Bischofs-Insignien ausgestatteten Stifts-Aebte.

welche so lange unter dem Krummstab gut und friedlich gediehen ist. Das privilegirte Scharfschützencorps wirft sich in Parade und läßt seine Compagnie mit wehender Fahne und klingendem Spiele aufmarschiren im mächtigen Hofe der Abtei. En pleine parade ziehen die Honoratioren der Stadt, der Herr Bezirkshauptmann mit der Beamtenschaft würdigem Körper, der Herr Bürgermeister mit seinen Räthen zur Kirche, welche im glänzenden Lichterschmucke erstrahlt und mit andächtigen und spannungsvoll harrenden Menschen beiderlei Geschlechter gefüllt ist.

Da tönt es brausend und ergreifend durch die weiten Hallen des mächtigen Gotteshauses; die große Orgel begrüßt den mächtigen Zug der Conventualen: voran der jüngste Noviz mit dem Kreuz des Convents, dann die Novizen und Cleriker und die Profeßpriester vom jüngsten bis zum ältesten Pater, der mühsam am Stocke daherhumpelt vor dem Pater Prior; sie tragen den Pelzmantel mit Kapuze, die Erinnerung an die Eremitenzeit des hl. Norbert, und ernst schreiten sie dahin, besetzen die Chor-Stallen zu beiden Seiten des Haupt-Altars und flehen den Geist Gottes herab, daß er sie erleuchte zum folgenreichen Werke der Wahl.

„Veni creator, spiritus!“ „Komm, Schöpfer, Geist!“ tönt es im Chor aus achtzig Mönchs-Kehlen, und brausend fällt die Riesen-Orgel ein in den herrlichen Gesang.

* * *

Ein harter Wahlgang ist's: die Commissarien schütteln bedenklich die kahlen Häupter bei dem Srcutinium der Stimmen, welche merkwürdig zersplittert sind und eine klare Entscheidung nicht bringen. Vincentius, Athanasius, Lohelius? — das ist die Frage. Die „Oekonomen" sind in der Mehrheit, aber die absolute Majorität ist nicht zu erlangen, solange die „Professoren" oder „Zelatoren" nicht zu gewinnen sind für die Preisgabe eines Candidaten.

Und wieder flüstert's und wispert's; streng schütteln die Zelatoren die Häupter, aber milde werden die Professoren und werfen prüfende Blicke auf die angenehme und behagliche Gestalt Vincentii. Er wird kein Lumen (Kirchen-Licht) werden — calculiren sie bedächtig — aber er wird sie nicht stören auf dem Katheder, und ein gemüthliches Stündchen im Klosterkeller beim „Besten" vom Herrn Prälaten ist auch nicht zu verachten nach den Strapazen des Dozirens.

Zweiter Wahlgang. Ungeduldig staut sich vor der Prälatur das Volk der allzeit getreuen Stadt; der geschäftige Mund des derzeit verwaisten „Büchsenspanners" hat die bedenkliche Nachricht verkündet, daß es noch immer keinen Prälaten gebe, und „Bei Fuß, ruht!" commandirt ungeduldig der zum Präsentiren gerüstete Schützen-Hauptmann bei dieser wunderlichen Kunde.

Endlich — eine Bewegung, ein Murmeln und Raunen, ein Recken und Dehnen geht durch das Volk — da öffnet der Pater Ceremoniarius die Glasthüre am Balkon vor dem großen Saale und tritt

heraus, gefolgt von dem Pater Secretarius und verkündet laut und vernehmlich, wen sie erwählt haben in der entscheidenden Stunde.

„Vincentius!“ geht's von Lippe zu Lippe. „Habt Acht! Präsentirt!“ commandirt der Hauptmann, mächtig erdröhnt die türkische Trommel der Musikbande und ein donnerndes Hoch erfüllt den Stiftshof.

Und wieder schreiten sie im langen Zuge dahin durch den Convent und die Kirche: diesmal ist er nicht mehr in der Reihe, der brave gemüthliche Vincentius. Die beiden Aebte der Schwesterstifte schreiten ihm zur Seite, hinter ihm der Bischof; vor dem Hauptaltare legt er ihm das Almutium um die Schulter, das goldene Brustkreuz mit der schweren goldenen Kette um den Hals; den Prälatenring stecken sie ihm an den Finger, und in das Stallum des Prälaten führen ihn die Aebte und Commissäre: er ist Herrscher geworden und empfängt die Huldigung seiner Unterthanen. Sie beugen ihr Knie vor ihm, der Aelteste wie der Jüngste an Rang und Jahren, küssen den blitzenden Ring an seinem Finger, und er ertheilt ihnen den Kuß des Friedens und der Brüderlichkeit.

In feierlichem Gottesdienste aber empfängt er dann aus des Bischofs gesalbten Händen die bischöflichen Insignien, welche die Päpste den Aebten dieses Gotteshauses zuerkannt haben für alle Zeiten, den Bischofshut und den Bischofsstab, und ertheilt zum ersten Male die große Benediction, den apostolischen Segen, an demselben Altare, vor dem er einst

in Demuth gelegen, als er der Welt abgeschworen und das weiße Ordenskleid des hl. Norbertus genommen.

Und siehe da, er scheint gewachsen in diesem erhabenen Momente! Wie er so dasteht, halb verhüllt durch die Wolken des Weihrauchs, den goldstrotzenden Ornat auf dem Leibe, umgeben von infulirten Assistenten und der Schaar seiner frommen Unterthanen, wie seine Stimme, leise zitternd zuerst, dann aber mit immer festerer und energischerer Betonung die Segensworte spricht und im weiten Gotteshause Alles in andachtsvoller Stille und Ehrfurcht auf den Knieen liegt vor dem segnenden Prälaten, da scheint sich eine mächtige Wandlung zu vollziehen in seinem Innern. Er fühlt das volle Gewicht der Würde, die sich auf sein Haupt niedergelassen; er fühlt die Kraft seines Wortes und die Bedeutung seines Amtes; da streift er ab ein langes Menschenleben und hoheitsvoll schreitet er nach dem Gottesdienste, geleitet von den Vornehmsten des Convents, in die prunkvollen Räume der Prälatur, in sein neues Herrscherheim.

Da stehen sie schon im Halbkreise, die Honoratioren der Stadt, die äbtlichen Beamten und Diener, um in Demuth zu begrüßen den neuen Herrn und Gebieter. Staunend sehen sie die Wandlung, welche sich an ihm vollzogen. Ist das derselbe joviale, gemüthliche Bruder, mit dem es sich so angenehm zechte in der Tiefe des Klosterkellers, dieser herablassende Gebieter, der seine Hand zum Kusse reicht,

als wäre es immer so gewesen, und in wohlgesetzten Worten die Häupter der Stadt seiner Huld und Gnade versichert? Man möchte es nicht glauben, wenn man es nicht wüßte! Und ist das derselbe fürtreffliche Vincentius, dieser gnädige Herr, welcher am Abende nach der großen Festtafel vor seine Ordensbrüder tritt und würde- und hoheitsvoll sein Regierungsprogramm entwickelt?! Zum Schlusse dieser feierlichen Rede aber spricht Se. Gnaden:

„Noch Eines, meine ehrwürdigen Brüder. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß sich von alters her in diesen heiligen Räumen der unheilige Brauch eingenistet hat, in der Tiefe des Kellers mit weltlichen Leuten bei weltlichen Gesprächen bis zu einer Zeit zu verweilen, welche dem wahren Chorherrn des hl. Norbert vergönnt ist zum Schlafe, zur Stärkung für die Morgenstunden des Gebetes. Diesem Brauche gedenke ich das längst verdiente Ende zu bereiten, und ich darf wohl hoffen, daß meine frommen und ehrwürdigen Brüder schon heute mit der löblichen Enthaltsamkeit beginnen werden auf diesem Gebiete. Im Uebrigen vereinen wir uns zu dem Gebete, daß unserem altehrwürdigen Stifte eine neue Zeit der ökonomischen und geistlichen Erhebung beschieden sei unter meiner fürsorglichen aber auch starken Regierung!“

Sprach es, neigte mit gnädigem Gruße sein väterliches Haupt und achtete nicht der Wirkung, welche sein Wort hervorgerufen hatte in der frommen Versammlung. Mit leuchtendem Blicke nur schaute der

strenge Lohelius umher in dem stillen, staunenden, erstarrten Kreise. Wer war Sieger geworden im wogenden Wahlkampf?! Er ist gestorben, der frische, fröhliche Vincentius — es lebe der fromme, gnädige Herr Prälat!

VI.

Mode im Mönchskleid.

Eine Skizze aus der Klosterwelt.

Sie wird nicht nach der „Frauenzeitung“ gemacht; sie kommt nicht aus Paris und London, aber sie ist da in ihrer ganzen Laune und Liebenswürdigkeit in den Stiften der heiteren Chorherren und der düsteren Mönche, in den Asceterien der Eremiten und den Collegien der Piaristen. Du kennst sie nicht und ahnst sie nicht in ihren Feinheiten und Capricen, siehst achtlos den Mönch und nicht den Mantel, und doch hat gerade dieser seine gewaltige Rolle gespielt in der vielhundertjährigen Geschichte seines Ordens.

Es war im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts — da meldete sich eine sonderbare Gesellschaft im Prunkpalaste des Papstes in der ewigen Stadt. Die Leute verschmähten jeden Schutz ihrer schwieligen Füße, schritten barfuß und barhaupt einher; ein struppiger Bart legte sich um ihre abgehärmten Gesichter, ein rauhes, schmutziggraues, malerisch geflicktes Gewand, das ein ebenso rauher, derber Strick um die Lenden zusammenhielt, deckte ihre schwach genährten Leiber, knotige Pilgerstäbe hielten

sie in ihren Händen, geflickte Bettelsäcke hingen ihnen herab von den Schultern.

Die Monsignore und Eminenzen in den Antecameras und Salons, die violetten und purpurnen Fürsten der Kirche, deren Seidengewänder auf die üppigen Teppiche niederrauschten, schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen. Die Lakaien machten sich fertig, die ungewaschenen Gesellen über die Marmortreppen hinabzugeleiten: aber der Mann an der Spitze des grauen Volkes hält einen Brief der Heiligkeit selbst in seinen Händen und dringt siegreich vor bis zum Thronsaale des Pontifex. Es ist Giovanni Bernardone, genannt „Francesco“ oder „Franziskus“, der Eremit von Portiuncula bei Assisi, und die Rolle, die er aus dem rauhen Habit zieht, das ist die Regel, die er seinen Genossen gegeben hat und deren Bestätigung zu erbitten er mit Genehmigung des Pontifex in die ewige Stadt gekommen ist. Demüthig, aber mit einem stummen, schmerzvollen Blick nach oben, beugt Franziskus sein Knie vor dem Oberhaupt der Christenheit, demüthig verneigt er sich vor den Prälaten, deren prunkvolle Gewänder durchaus keine abgehärmten Körper decken, und fleht um die Confirmation dessen, was er den Seinen als Lebensregel gegeben, damit sie ein Vorbild seien an Armuth, Niedrigkeit, Bedürfnißlosigkeit und Gottesfurcht. Die „minderen Brüder“ wollen sie sein, erbetteln ihr täglich Brod, Verachtung und Erniedrigung dulden um ihres großen Meisters und Heilands willen.

Der Papst prüft die Capitel der Regel, betastet das rauhe Gewand des Bruders, an dem sich seine Hand beinahe verwundet, und schüttelt unwillig das Haupt. „Für Schweine mag das gut sein", — ruft er — „für Menschen nicht!"

Traurig zieht Franziskus von dannen, aber er kommt wieder, und erlangt endlich, was er erfleht: die Bestätigung seiner Regel. Und mächtig schießt der Baum in die Höhe, welchen der mindeste Bruder gepflanzt, die wankende Kirche stützend und beschattend.

Sind sie aber grau geblieben, die grauen Brüder, sind sie barhaupt und barfuß dahingeschritten Jahrhunderte lang durch die Welt? Nicht immer und nicht Alle! Schon zu Lebzeiten des großen Asketen und Stifters kam Frau Mode und rüttelte mit zarter Hand an dem Gebäude, das er aufgerichtet hatte. Die bettelnden Brüder stachen sich an ihrem dornigen Habit und an den Steinen, die sie mit nacktem Fuße betraten. Sie putzten ihre Kirchen auf und schämten sich ihres geflickten Kleides: sie thaten sogar gelehrte Bücher in den Bettelsack und ließen sich die Almosen reichen, anstatt sie selbst zu schleppen durch Städte und Märkte. Da kam Franziskus, erglühte in heiligem Eifer, strafte die Sündigen und verbannte überdies noch das Fleisch aus den Klöstern der minderen Brüder. Als sie ihn aber ins Grab gelegt hatten, kämpften sie abermals gegen einander, die Alten und die Modernen, und sie stritten fort zwei volle Jahrhunderte, bis das Concil von Konstanz Frieden stiftete.

Nun gab es keine grauen Brüder mehr, sondern braune und schwarze. Die Einen schritten weiter barfuß, barhaupt und geschoren durch die Welt: sie trugen ein rothbraunes, haariges Kleid mit ditto Halskragen und spitziger Kapuze, einen langen, knotigen Strick mit dem Rosenkranz um die Hüfte, den Bettelsack auf der Schulter: sie fasteten und kasteiten sich, predigten und beteten und das Volk nannte sie die „Parfotten", die barfüßigen Brüder vom heiligen Franziskus, die echten, observanten „Franziskaner".

Die Anderen verdunkelten das „Grau" und „Braun" in ein verschämtes, zartes Schwarz, drehten sich einen sanften, glatten Strick, verlängerten den Kragen in ein prälatenhaftes Mäntelchen, auf dem die verkürzte Kapuze zierlich saß: sie legten den Bettelsack in den Winkel und zogen sich zurück in weite, mächtige Convente — auch sie nannten sich die echten unverfälschten Söhne, die minderen Brüder vom heiligen Franziskus; man kennt sie noch heute ebenso wie die Franziskaner und nennt sie die „Conventualen" oder die „Minoriten."

Und wieder ein Jahrhundert später kamen andere „braune Brüder" aus Wälschland in die deutschen Gaue gezogen: neue Söhne des heiligen Franziskus, noch mindere und ärmere Brüder, noch rauher im Gewand und Sitte, das rothbraune Kleid am bloßen Leibe, keinen Kragen, nur eine längliche, scharf zugespitzte Kapuze ohne Kragen im Nacken, geschoren am Haupte, aber auf den hanfenen Strick herabwallend die ungeschorenen Bärte, bettelnd und predigend im

Lande, zu Schreck oder Erbauung der Reichen, zum Troſt und zur Erhebung der Armen. Und das Volk lief in ihre dürftigen, hölzernen Kirchen, trug ihnen das Brod vor die Pforte ihrer ärmlichen Klöſter, drängte ſich um die Beichtſtühle der bärtigen Mönche und rief andächtig: „Das ſind ſie, die echteſten Söhne des heiligen Franziskus, die guten Brüder Kapuziner . . . . .

Und Frau Mode? Blieb ſie müßig bei ſo viel Einfachheit und Einfalt, verduftete ſie vor den Pforten der Franziskaner und Kapuziner, ſperrte die Klauſur der minderen Brüder ſie aus, bevor ſie ihre Künſte verſuchen konnte an den geſtrengen Mönchen? Die Chronik verneint's und wer es ſehen will, kann es ſehen alle Tage. Sie hat ſich eingeſchlichen da und dort, und jede Provinz der minderen Brüder weiß von ihrer Zauberkunſt zu erzählen. Manchen Minoriten in Oeſterreich hat ſie feine und glatte Kleider gebracht, wie ſie dem ſeraphiſchen Vater Franziskus in ſeinen ſchönſten Träumen von ſeines Ordens Zukunft nicht erſchienen waren: und ſelbſt die Obſervanten vermochten ſich nicht der zudringlichen Neuerin zu erwehren.

Wenn du ſie hier dürftig und geflickt, rothbraun, barfuß und barhaupt umherbetteln ſiehſt in den Dörfern, ſo ſind ihre Füße anderswo zart und empfindlich geworden: in einigen großen Städten haben ſie ſich bewaffnet mit Sandalen oder ſind gar vorgedrungen zu Stiefeln und Stiefeletten; aus dem „Rothbraun"

des Gewandes ist in „vorgeschrittenen" Provinzen ein tiefes Dunkelbraun, ja ein noch tieferes Schwarz geworden. — „Weil die Schneider das richtige Tuch nicht mehr aufbringen konnten", sagen die Provinziale, wenn der gestrenge General aus Rom kommt und bedenklich sein Haupt schüttelt zu dem unerhörten Schwarz der braunen Brüder.

Und das Tuch, das sich in Tirol, in Baiern und Italien in seiner ganzen Rauheit und Geflicktheit an die Glieder der „Parfotten" legt, schimmert bei den Beschuhten ganz civilisirt und minoritenhaft glatt, der knotige Naturstrick ist fein weiß und kunstvoll verknotet worden, die Tonsur auf dem Haupte ist immer ungenirter zugewachsen und könnte in die regelwidrigsten Locken ausarten, wenn nicht alle paar Jahre die große Scheere einer „Reform" käme und die „gemäßigtesten" Observanten franziskanerhaft zurechtstutzen möchte nach dem Willen des Generals. Auch die Patres Kapuziner sind nicht immer „alt" geblieben: auch sie haben liberalere Regungen empfunden, die bloßen Füße in Filz oder Leder gehüllt, wo ihnen Frau Mode beikommen konnte. Sie haben den Lippen einen Schnurrbart gegeben in dieser Provinz und sie jungfräulich glatt gelassen anderswo, nur ihre Bärte wallen überall, wo ihnen die Natur wohlwill, ehrwürdig herab auf das Cingulum. Auch barhaupt sind sie nicht überall geblieben: breite braune oder schwärzliche Hüte beschatten jene Häupter, welche sich vor Frau Mode gebeugt und die Tonsurscheere verschmäht haben.

So stehen sie heute da: braun und schwarz, geschoren und ungeschoren, barfuß und beschuht, glatt und stachelig, geflickt und ungeflickt, die minderen Brüder, je nach den Launen der allgegenwärtigen Frau Mode. Und St. Franziskus selbst, St. Antonius von Padua und andere heilige Männer, welche hervorgegangen sind aus dem Schooße der Gemeinschaft, sie sind noch im Tode umgekleidet und zugeschnitten worden nach den Mode-Capricen der Jahrhunderte. In manchem ehrlichen Klosterzanke haben Minoriten und Franziskaner darüber gestritten, ob sich der gemeinsame Ordensstifter minoritenhaft oder franziskanerhaft getragen habe, und mancher Maler ist mit guten Goldgulden von den Einen und den Anderen gedungen worden, dem Heiligen den Habit so zu malen, wie ihn Frau Mode zugeschnitten hat.

Wenn aber ein fürwitziger Kleriker gar vorn über dem Kapuzinerkragen ein perlengesticktes Collare hervorblitzen läßt und damit frevelhaft das Ungeheuerlichste mönchischer Geckerei riskirt, dann schreitet wohl selbst der modernste Provinzial ungnädiglich ein und erinnert den jungen Bruder an die alten Satzungen und die gute alte Zeit vor der Herrschaft von — Frau Mode!

Und wo hätte sie nicht geherrscht, wo hätte sie kapituliert vor der starren Strenge einer Satzung! Als Benedictus von Nurfia die ersten Söhne seines Ordens um sich sammelte, hüllte er sie in luftige, weite schwarze Gewänder und lehrte ihnen die schwere Kunst, zu beten und zu arbeiten ohne Lohn und

Erwerb. Und wie eine neue Offenbarung verbreitete sich die Regel des ersten Mönchs-Patriarchen über das Abendland. Die „schwarzen Mönche“ wurden die Pionniere des Glaubens, der Bildung, Wissenschaft und Kultur in Europa; Fürsten und Könige beugten sich vor ihrem ernsten, düsteren Gewande und nahmen es wohl selbst mit ins Grab, um sanfter zu liegen und froher darin zu erwachen beim jüngsten Gerichte.

Und Jahre, Jahrhunderte kamen und gingen: die schwarzen Mönche bestanden, aber nicht überall waren sie schlicht und einfach geblieben wie im Asketerium zu Subiaco und in Montecasino, an der Wiege ihres Ordens. Die Gewänder waren weichlich und seiden geworden, und wie die Stürme der Reformation die deutschen Lande durchbrausten, da wurde es vielen unheimlich, schwül und eng auch in der wohlthätigsten Weite der Regel und des Gewandes. Als die Visitatoren „jussu caes. majestatis“, im Auftrage des römischen Kaisers, im sechzehnten Jahrhundert das Land unter der Enns durchzogen, um Nachschau zu halten unter den erschütterten und zerrütteten Klöstern, da lautete die dritte unter den 20 Fragen, welche sie in jedem Convent zu stellen hatten, „ob die Mönche den gewöhnlichen Habit tragen und sonderlich der Prälat nicht seidene oder prächtige Kleider gebrauche.“ Im Stifte Melk, das noch heute stolz und gebietend — ein Bollwerk der Religion und Wissenschaft — herabblickt auf die Fluthen der Donau, war die neue Lehre eingedrungen und von leichtsinnigen Prälaten

als die bequemste Gelegenheit zur Einrichtung einer unerhörten Lüderlichkeit begrüßt worden. Abt Michael, der am 22. Juni 1564 das Zeitliche segnete, hielt zwölf Reitpferde, einen „Kuchelmeister, Kuchelschreiber, Kastner und Brodspeiser". Die Visitatoren fanden, daß zwei Köche, sechs Reitpferde, zwei reisige Diener und ein Stallbub übrig genug für einen bescheidenen Prälaten seien, auch meinten sie unmaßgeblich, daß „15 Wagen, jeder zu vier Roß, für die Hausnoth-durft des Klosters zu viel sei." Trotzdem wollte es nicht besser werden.

Im Jahre 1567 fanden sich in der Abtei Melk neun Mönche vor (heutzutage zählt man im Stift und auf dessen zahlreichen auswärtigen Stationen gegen hundert); daneben aber trieben sich noch im Kloster herum: „ein Konventdiener, sechs Zimmer-diener, ein magister scholae (Schulmeister), ein Kantor, sechs Schul-Adstanten, sieben Schüler, ein Koch, ein Gesindekoch, ein Abwascher, ein Anfeurer, ein Kuchelbub, Kellner, Speiskellner, Kastner, Pfister, Hofbinder, Hofschmied, Zuschroter, vier Reitstaller, ein Weinzierl, ein Zimmermann, Ochsenbauer, drei Wagenknecht, drei Wagenhelfer, ein Geschirrmaier, ein Jäger, zwei Wächter, ein Hausknecht, drei Thür-sitzer, ein Maier mit Weib und drei Dirnen, zwei Halter und vier alte einfältige Dienstboten", macht zusammen 66 Dienstboten (den Schulmeister ein-gerechnet) auf — 9 Mönche.

Die Visitatoren schlugen die Hände über dem Haupte zusammen — mit Befriedigung aber wurde

das zu anderen Zeiten Selbstverständliche konstatirt, daß Prälat und Konventualen den Habit tragen. Acht Jahre später notirten sie: „Prälat und Konvent sind nicht sektisch, lesen keine sektischen Bücher, tragen im Kloster den Habit und auf Reisen den langen priesterlichen Mantel, wenn sie länger in einer Stadt bleiben, das Scapulier; Prälat trägt, wie seine Vorfahrer, Seiden- und Marderkleid und goldene Kette, weil sein Vorfahrer, dann die Prälaten zu Lilienfeld und Herzogenburg sich vergelübdeten, goldene Ketten zu tragen . . .“ Besagter Prälat scheint überhaupt besonders zugänglich gewesen zu sein für Frau Mode. Ehe er anno 1588 sein Haupt zur ewigen Ruhe niederlegte, sandte er in zarter Galanterie einer Dame „seine eigene Leibeskleider, damastene Schauben, silberne Kreuzel und Patzen“ — es war sein Glück, daß er kurz darauf starb, sonst hätte er noch ein klägliches Ende genommen in seinen Sünden.

Einige Jahrzehnte dauerte es, ehe diese Zeit des Elends und der Verirrung vorüber war: dann kam auch das Ordenskleid wieder zu Ehren, nur die weite, faltige „Cuculla“, das historische Chorkleid der Benedictiner, kam nicht selten in Vergessenheit und ist noch heute in manchen Abteien „aus der Mode“. Dafür haben die wechselnden Observanzen wechselnde Moden gebracht. Wenn die Strengen das Schwarz des Habits streng und grob nahmen, so hüllten sich die Milden mit Vorliebe in Glanztuch und Seide, vergaßen die Kapuze, verengten das Scapulier, nahmen ein feingestärktes weißes Collare und streiften

mit Vorliebe auch jene verfeinerte Ordenshülle ab, um im bürgerlichen Rock unter den Bürgern zu weilen, deren Söhne sie lehrten und deren Seelen sie pastorirten. Der modische Kleriker verabscheut nicht Kamm und Bürste, während der Observant sich das sündhaft wuchernde Haar bis zur Wurzel abschneiden läßt, um dem Convents-Friseur die Arbeit zu sparen.

Während sich der Observant mit rohem Lederriemen die Lenden gürtet, nimmt der „Milde" ein seiden Cingulum; schreitet Jener auf Sandalen einher, so glänzt am Fuße des Anderen der zierliche Schnallenschuh oder der bürgerliche Stiefel; läßt der amerikanische Sohn des heiligen Benedikt den Bart sprießen auf seinem Antlitz, so rasirt sich sein Bruder in der alten Welt das Gesicht glatt oder läßt seitwärts am Ohre ein zartes Backenbärtchen sprießen zum Verdrusse des Prälaten.

So waltet und wirthschaftet Frau Mode, und doch hat keine ihrer Launen den Geist des Patriarchen Benedict aus dessen Ordenshäusern verbannt. Auch die Klöster der Milden und Modernen, der Stiftsherren mit dem Backenbärtchen und dem seidenen Scapulier, mit dem lichten „Civilgewand" und den modischen Stiefeletten sind Tempel wahrer Gelehrsamkeit und fruchtbarer Arbeit geblieben; man achtet und ehrt die gemilderten Mönche in unserer neumodischen Zeit. Wenn aber heute wieder Reform und Observanz einzieht aus Rom, wenn die Clausur strenge Thatsache, das Taschengeld und das Mahl

beschnitten wird wie die Locken des Haares, wenn die Askese Frau Mode ächten und verbannen will, dann lächelt diese schelmisch und flüstert: „Auf Wiedersehen!“

Als vor so und so viel Jahrhunderten Sanct Norbertus, der erste Prämonstratenser, als Erzbischof in Magdeburg einzog, starrten die Domherren verwundert die fremde Erscheinung an: im schlichten, weißwollenen Kleide, ein Fell um seine Schultern, rohe Sandalen an den müden Füßen, zog er in die Residenz ein, und so wie er war, wollte er seine Brüder.

Und wieder kam Dame Mode, verwandelte die schmutzig-weißen Hüllen in blendend weiße, zarte und zierliche Talare, die rauhen Felle in wohlgewirkte feine Pelze, die schlichten Mönche in noble Chorherren. Als die Kloster-Commissare im Jahre 1561 im Prämonstratenser-Stift Geras eintrafen, begrüßte sie zu ihrem Entsetzen Se. Gnaden der Herr Prälat im farbigen Seidengewande, die wohlgepflegten Finger von goldenen Ringen blitzend.

Und weiß wie die Chorherren des hl. Norbert waren die Söhne Sanct Bernardi, des Asketen von Clairveaux, die Brüder Cistercienser. Nur das schwarze Scapulier unterbrach malerisch die weiße Hülle der verschärften Benedictiner. Sie schliefen in ihren Särgen, und wenn sie zu dem Fensterlein ihrer Zelle hinausblickten, um frische Luft zu schöpfen, sahen sie auf Grabkreuze, Grabhügel und in offene Gräber, welche ihrer Bewohner harrten. Sie aßen

die duftigen Kräuter des Waldes und tranken von dem Quell des Felsens.

Aber auch in die weiten Dormitorien der Mönche von Citeaux, in die schmalen Zellen und die offenen Särge, fand sie ihren Weg, die allezeit wachende Dame Mode. Und weicher wurden die rauhen Gewänder, immer weicher und zarter; ungestört blühten und dufteten die Kräuter im Walde, dafür blökten wohlgemästete Lämmer und Kälber in den Meierhöfen der Stifte und verlockender Bratenduft erfüllte die Küchen und Refectorien. Die „Weiß-Schwarzen" waren vornehm geworden in Kleid und Speise, und wenigen ihrer Asketerien ging es so schlecht wie dem Neukloster zu Wienerisch-Neustadt, dessen Conventualen demüthiglich die Erlaubniß von Rom erbaten, anstatt des weißen kostbaren Wollstoff-Habits das billige schwarze Kleid tragen zu dürfen. Dort gab es also „schwarze Cistercienser" und schwarz wandeln sie noch heute durch die Straßen der Residenz, wenn sie nicht „Aufsehen" erwecken wollen mit ihrem malerischen Gewande.

Und als die „Weiß-Schwarzen" gar zu milde geworden waren, erhoben sich Asketen derselben Farbe und Regel und nannten sich die „frommen Brüder Cistercienser von der Trappe". Sie blicken wieder auf ihre Gräber, lassen Lämmern und Kälbern das Leben, brauen aus duftigen Kräutern ihre Suppe, trocknen giftige Sümpfe und pflügen ihre Felder. Rauh sind ihre Gewänder, wie es der große Bernhard getragen, und in Bann und Acht legen sie Frau Mode.

Umsonst girrt sie bis heute vor der streng versperrten Pforte ihrer Klöster, welche das Grab so manches lustigen Lebens, die Ruhestatt so manches verwitterten Helden der Mode geworden sind. Wird sie noch einmal siegreich werden auch dort, wo es nur den Einen unmodernen Gruß giebt:

Memento mori!

? ?

VII.

Zwei Sängerknaben.

Eine Klosterscene.

Im stillen Kreise sitzen sie um die rohgezimmerten, braunen Tische, die Conventualen des Kapuzinerklosters im mährischen Rom. Dort an dem kleinen Präsidententische der ehrwürdige Vorsteher des Hauses, der Pater Guardian. Sein silbergrauer Bart wallt herab bis auf den weißen Strick, welcher sein rauhes, braunes Gewand gürtet, und scheint nun gerade eingewachsen in die Tafel, auf welche sich sein müdes, ernstes Haupt herabneigt, wie der Bart des großen Kaisers im Kyffhäuser. An dem langen Seitentische sehen wir die würdigen Patres, vom Vicarius angefangen bis zu dem jugendlichsten Neo-Presbyter, dem Jüngsten in diesem vortrefflichen Kreise, und die letzte Tafel in der weiten Halle des Refectoriums nehmen die Laienbrüder ein, soweit sie nicht berufen sind, draußen in der Küche am Heerde die duftigen Speisen zu bereiten, aus dem Klosterkeller den bräunlichen Trank zu holen oder den Vätern am Tische zu dienen.

Das einfache Mahl neigt seinem Ende zu, und lebendiger wird es in dem schweigsamen Kreise, am

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

lebendigsten tief unten am Tische der Patres, wo der „Jüngling“ des Convents, der immer bewegliche, immer frohgelaunte Pater Barnabas, seinen bescheidenen Platz einnimmt. Sein edel-schönes Antlitz zeigt auch nicht die leiseste Andeutung jener bärtigen Zier, welche unzertrennlich scheint von dem Bilde des vollwerthigen Kapuziner-Vaters. Es ist Milch und Blut, frisch und voll, wie es daheim war, als er noch in der Mutter traulichem Gemache saß und mit seinen hellen, guten Augen fröhlich hinausschaute in die unergründete Welt.

Als blühender Jüngling war er ein stiller Mann geworden, aber mächtig klopfte unter dem härenen Habit sein warmes Menschenherz, hell und feurig leuchtete sein Auge. Sein munterer Sinn, sein reiches Gemüth war nicht abgestorben in dem stillen Heim der braunen Väter, und die strengsten seiner Brüder, deren verwitterte Züge, deren Silberhaare von einem langen, entbehrungsreichen Leben erzählten, blickten gern in dieses jugendlich klare Auge, hörten gern und lächelnd sein heiteres Wort, lauschten andächtig seiner herrlichen Kunst.

Denn er war ein kleiner Meister, der junge Pater Barnabas, ein gottbegnadeter Jünger der Frau Musica. Siegreich herrschte seine Hand auf der Orgel am Chore, sanft und ergreifend klangen die Töne seiner Geige und mächtig aufjubelte sein frischkräftiger Tenor bei der Matutin über die gebrochenen, greisen Stimmen der Mitbrüder hinaus. Eben war er dabei, seinen Nachbarn zu erzählen von den

Wunderwerken der göttlichen Musik. Und er blieb nicht stehen bei der heiligen Cäcilia und den Sphärenklängen, die sie den Tasten entlockt, er blieb nicht stehen bei den Chören der Engel und himmlischen Heerschaaren, sondern verirrte sich in das weite, weltliche Gebiet der sündhaften Kunst und erzählte den aufmerksam lauschenden Brüdern von den Wundern, welche ein gewisser Mozart gewirkt, als er hienieden wandelte, Wundern, welche noch alltäglich vollbracht würden, wenn die Werke, die er geschaffen, wiederkehrten und neubelebt würden zum Ergötzen und zur Erhebung der Menschheit.

Wohl schüttelte der gestrenge Pater Adam bedenklich sein graues Haupt, als der junge Bruder sogar von den Wundern jenes Tempels der Kunst erzählte, an dem er nie vorbeiging, ohne in Gedanken „das Kreuz zu schlagen", aber er erzählte so schön, so erhebend, so belebend, daß ihn der Alte nicht zu unterbrechen wagte.

Und nun warf Pater Barnabas einen Blick voll Liebe und doch auch Sorge hinüber nach dem Tische des hochwürdigsten Guardians und rief die Brüder näher zusammen. „Er schläft, der ehrwürdige Vater," flüsterte er, „und wißt Ihr, daß er Sonntag den siebzigsten Gedenktag seiner Geburt feiert und daß wir die heilige Pflicht haben, ihm diesen Tag durch eine besondere Veranstaltung zu verschönern?" Die Väter nickten schweigend und fragend, denn was sollte ihn noch erfreuen, jenen stillen frommen Greis, der seinen Fuß nie mehr über die Schwelle des

Conventspförtleins setzte, dessen geläuterte Weltweisheit nur in dem großen Satze gipfelte: „Vergeben und vergessen!“ Was konnte sein vielsagendes, verklärtes Auge abbringen von dem Himmel, zu dem es so oft dankend und flehend emporblickte, was konnte ihn mehr erfreuen in diesem der Welt entrückten Hause als die Einsamkeit und der Verkehr mit jener höheren Welt, der er zustrebte mit ganzem Herzen?

Aber Barnabas zwinkerte bedeutsam mit seinen schönen blauen Augen, strich sich — was er in jugendlichem Uebermuth so eifrig that — den Bart, den er nicht hatte und eilte von dannen . . .

Von nun an sah es nicht eben erbaulich aus mit der Pünktlichkeit des jüngsten der Kapuziner im göttlichen Dienste. Wehmüthig streifte des Guardians Blick wiederholt den Platz des abwesenden Bruders im Chor und im Refectorium, wehmüthig sprach er vor Tische das „Benedicite“ ohne den liebsten der Brüder, der ihm Sohn und Freund zugleich war — aber er zögerte mit dem strafenden Worte, weil er dies Herz ohne Falsch und Fehl wußte und sich nicht emporzuschwingen vermochte zu dem Gedanken an einen Irrgang seines Lieblings. Die Brüder aber lächelten und flüsterten unter einander — sie ahnten etwas von den sonderbaren Wegen und Geschäften des „Kindes“ und wurden mit jedem Wochentage gespannter auf den Sonntag, der große Ueberraschungen bringen sollte . . .

Und er naht, der Tag des Herrn, der Tag des Festes. Niemand in der weiten Welt ist verwandt und verschwistert dem Jubilar des Tages; seine Familie ist seine Ordensgemeinde. Und diese versammelt sich in der Stunde des Abendmahls, das dem Festtage vorangeht, um den Vorsteher und spricht den herzlichen Segenswunsch aus für seine noch übrigen Lebenstage. Müde und dankbar nimmt er ihn auf, andächtig intonirt er das vorgeschriebene Gebet und läßt sich nieder. Im traulichen Dunkel liegt der weite Raum des Refectoriums: er ist berechnet auf das volle Hundert der Conventualen, welche in „guten alten Zeiten“ dieses Kloster des heiligen Franziskus bevölkert haben, und die heutzutage recht kleine Schaar der Söhne des seraphischen Vaters verliert sich beinahe in den weiten, dunklen Hallen. Deßhalb bemerkt auch der Pater Guardian mit keinem Auge die Dinge, die sich „da unten“ in der Gegend der Junioren vorbereiten.

Leise schreitende Brüder haben dort Pulte und Stühle aneinandergereiht; geschäftig, aber ebenso leise eilt auf seinen Sandalen Pater Barnabas hin und her. Auf seiner Bank lagert die getreue Violine, er selbst aber begrüßt eben einen grimmig dreinblickenden alten Herrn, dem eine Mähne silbergrauer Haare auf den Frack herabfällt, und an dessen Frackschöße sich zwei blühende Knaben hängen. Und noch andere Menschlein wimmeln im Hintergrunde, bis sie ein fürchterlicher Blick des Meisters in einen Halbkreis bannt.

Ein Geigenstrich des Befrackten, und hoch auf=jauchzend beginnt ein herrlicher Lob= und Preisgesang, eine Cantate, wie die Cherubim und Seraphim da oben im Himmel nicht herzerfreuender anstimmen können, um den Herrn der Heerschaaren zu loben. Durch die weiten Hallen dringt siegreich der Sang. Er belebt die Grauköpfe; erstaunt heben die Patres die bärtigen Häupter von dem Zinnteller, und Mancher erhebt sich, um nach den Engelsköpfen zu sehen, die zu singen begonnen haben. Sollten die da oben an den Wänden Körper angenommen, Stimme erhalten haben und nun ausbrechen in das Lob des Herrn?

Und auch der Pater Guardian hebt Bart und Haupt von seinem Tische; das Feuer der Jugend kehrt zurück in seine müden Augen, seine Brust weitet sich und sein Herz pocht hörbar unter seinem braunen Habit. Er lauscht und lauscht; eine Thräne stiehlt sich in sein Auge, und was seit Menschengedenken nicht geschehen, das geschieht jetzt: er schreitet durch die weite Halle, das schlichte Mahl unterbrechend, und hört andachtsvoll den Text des Liedes, das aus diesen Knabenkehlen so siegreich empordringt. Und wie sie enden, wie Pater Barnabas glückwünschend an ihn herantritt, drückt er innig die Hand des jungen Bruders und sagt:

„Du hast mir eine schöne, erfreuende Stunde be=reitet am Spätabende meines Lebens; das vergesse ich Dir nicht und werde es Dir danken, so lange dieser Körper noch meine Seele birgt. Euch, Ihr Knaben, aber entfalte des Himmels Gnade ebenso zu herr=

lichen Männern; er lasse Euch erblühen in Eurer Kunst und gewähre Tausenden das Glück, sich an ihr zu erfreuen in später Zukunft."

Jahrzehnte sind dahingegangen seit jener Stunde; in stiller Gruft ruht der Guardian, in stiller Gruft wohl die meisten seiner Mönche. Nur Einer von ihnen lebt in alter Jugendfreude und alter Jugendkraft, ein Greis mit ewig jungem Herzen, ewig heiterem Sinn — Pater Barnabas. Er hat Freude erlebt an den singenden Engeln von damals; sie haben segensreich gewirkt und gewaltet in der Welt und sind etwas geworden — Jeder von ihnen ein Fürst in seinem Reiche, und sie liegen in trauter Nachbarschaft, diese Reiche, wenn sie auch eine tiefe Kluft zu trennen scheint. Der Eine von ihnen, der hochblonde, pausbackige Sängerknabe von ehedem, den schon der Olmützer Domkapellmeister und der junge Pater Barnabas ins Herz geschlossen hatten, der beste Sopran im mährischen Rom, ist seiner Kunst treu geblieben. Ein fahrender Sänger, hat er die Welt durchwallt; ein Feldmarschall im Reiche der Musik ist er geworden, Meister und Herrscher in dem ersten Musiktempel Wiens — sein Name ist Wilhelm Jahn. Und der andere Sängerknabe, der glücklichste Kamerad Jahn's, sein treuer Gefährte am Chore des Doms, auch ein Liebling Aller, die ihn kannten, er ist der Kirche treu geblieben, er hat im Chore den Herrn gelobt sein Leben lang; es ist Ubald Kostersitz, der Propst und lateranensische Abt des am Donaustrome fürstlich aufragenden Chor-

herrenstiftes Klosterneuburg. So wirken und walten sie, einander nahe und doch so fern, die kleinen Sänger von einst; mit gleicher Herzlichkeit aber drücken sie dem Manne die Hand, der heute wie ehedem das braune Kleid des Kapuziners trägt, dem heute wie ehedem für alles Schöne und Edle in der Kunst erglühenden Pater Barnabas.

VIII.

Der Herr General.

Eine Skizze aus der Klosterwelt.

Bedeutsam klopft Pater Cyprian, der treue Hüter der Pforte, an des Provinzials gesegnete Thüre. Seine Hände halten ein mächtiges, mit einem großen rothen Siegel verschwenderisch ausgestattetes Couvert und seine Augen blicken mit scheuer Ehrfurcht auf dieses Sigillum.

Ein Schreiben „Illustrissimi, Religiosissimi, Reverendissimi, Doctissimi et Clarissimi Patris Generalis Magistri Ordinis Sancti P . . . . .“ (des erleuchtetsten, frömmsten, verehrungswürdigsten, gelehrtesten und berühmtesten Pater Ordensgenerals) an Reverendissimum et Religiosum Patrem Provincialem ipsius Ordinis (an den hochwürdigsten, frommen Pater Provinzial desselben Ordens) ist es, das der demüthige Bruder zitternd in seinen unwürdigen Händen hält. Was wird es bedeuten? Was kann sie schreiben, die gebietende Hand in der ewigen Stadt?!

Ave! tönt es nicht eben zärtlich aus der Zelle des Pater Provinzials, welcher soeben die nicht-recommandirte Post empfangen und darin manche

wenig erbauliche Nachricht aus seines Herrscher=gebietes Ordenshäusern gelesen hat.

Mit dreifachem Knix und tief geneigtem Haupte tritt der fromme Bruder Cyprian vor den hoch=würdigsten Vater und überreicht wortlos den inhalt=schweren Brief. Ein kurzer Segen und ein kräftiges Vale gibt alsbald das Signal zum Rückzuge, und Cyprian knixt von dannen, mit dem festen Vorsatze, keiner unsterblichen Seele in diesem Convent die große Neuigkeit vorzuenthalten, daß heute etwas ganz Be=sonderes eingetroffen ist aus Rom.

Mit weihevoller Bedachtsamkeit und gebührendem Respect löst mittlerweile der Provinzial das große Ordenssiegel, putzt seine Brille, nimmt eine Prise, rückt sich den großen Lehnstuhl zurecht und entfaltet das große Dienstschreiben des General=Gebietenden seines heiligen Ordens.

Und noch einmal putzt er die Brille, noch eine Prise entringt er der treuen Dose und ein deutliches „Hm, hm“ der fatalsten Verwunderung kommt über seine vorsichtig geschlossenen Lippen. Da steht es schwarz auf Weiß in dem geläutertsten Latein der Kirche: man bekommt Besuch, hohen Besuch! Der Pater General hat schon längst das dringende Be=dürfniß empfunden, eine größere Visitations=Promenade durch die nicht=italienischen Provinzen seines euro=päischen Reiches zu unternehmen, und sein erster Weg führt ihn in diese durch manche hervorragende Tugend, aber auch durch manche beklagenswerthe Erschlaffung der Ordensdisciplin ausgezeichnete Provinz.

Eine große Neuigkeit allerdings, welche Reverendissimo ac Religiosissimo ein ernstes Räuspern der Herzensangst abpreßt! Nervös putzt er zum dritten Male seine Brille, geräuschvoll klappt er das dicke Brevier zu und zieht an der Glocke, welche sein Alter ego, den ehrwürdigen Pater Secretarius der Provinz, in seine Herrscherzelle bescheidet.

Ein Blick auf Couvert und Siegel — und Pater Cletus, der Secretair, ermißt die Bedeutung der Dinge, die da kommen sollen. „Aus Rom, aus Rom!“ Sein geistiges Auge läßt alle Ereignisse Revue passiren, welche sich aus diesem römischen Besuche entwickeln können. Daß die Provinzialats-Kasse einen entsprechenden Reisebeitrag für die Inspectionstour des Illustrissimus und seines Socius beistellt, ist sonnenklar und heilige, wenn auch nicht gerade angenehme Pflicht. Und daß „Illustrissimo“ die Pfade geebnet und jeder Stein des Anstoßes, will sagen, jede Sünde gegen die heilige Regel, rechtzeitig aus dem Wege geräumt werden muß, ist ebenso selbstverständlich.

Der Pater Provinzial sieht diese Steine des Anstoßes lebhaft vor sich. Am besten wäre es, ihre Urheber auf etliche Wochen unsichtbar zu machen; da aber in unserer wenig romantischen Zeit düstere Klostergeheimnisse nur in den billigsten Schauer-Romanen existiren und eine Barbara Ubryk ein schwer aufzutreibender Sensations-Artikel ist, dürfen wir beileibe nicht an eine Versenkung, am Ende gar an einen Klosterkerker denken, — die Unsichtbarkeit

bestände in einem zeitlichen Urlaube zu den Patres Cisterciensern, wohin des Provinzials strenger Blick niemals dringt und wo es den Beurlaubten auch nicht allzu übel erginge.

Aber das müßte auffallen. Kein anderes Mittel also, als die würdigste Vorbereitung zum Empfange des Illustrissimus aus Rom!

Und mit einem merklichen Ruck zieht der Provinzial die Zügel der Regierung strammer an, und die Patres Prioren folgen mit einem ebenso vernehmlichen und empfindlichen Ruck. Strenger werden die heiligen Lesungen, die Tonsur-Scheere des Bruders Aemilian beseitigt jede fürwitzige Locke an dem koketten Haupthaare der Cleriker, welche die Weltlichkeit noch nicht ganz abgestreift haben; der Bruder Koch „trainirt" die Mägen der Conventualen, denen die nachsichtsvolle Großmuth des Priors mitunter einen Rasttag von Fisch und Auflauf mit einem gesunden Kalbsbraten vergönnt hat, zur vorschriftsmäßigen Enthaltsamkeit; der Chordirector trainirt die Stimmen der musikalischen und unmusikalischen Brüder, daß sie herrlich zusammenklingen, wie das Loblied der himmlischen Heerschaaren, und der Meister der Novizen hält alltäglich mit unbarmherziger Strenge und scharfer Eindringlichkeit Schule über Wesen und Observanz der Regel.

Man kann ja heutzutage nicht wissen, was so ein römischer Besuch bedeutet. Ein scharfer Wind weht von der Tiber her durch die Klosterwelt und schüttelt und rüttelt die alten Häuser und Stifte, die in ihrem

idyllischen Dasein oder im Drange der mächtig vorwärts stürmenden Zeit auf Manches von dem vergessen haben, was der selige Ordensstifter angeordnet hat zum Seelenheil seiner Jünger. Und wenn dann die römischen Herren kommen und ihren prüfenden Blick auf das freundlich-behagliche Dasein, auf die glänzenden Habite und die „verwachsenen“ Tonsuren werfen, wer bürgt dann einem friedlichen Convent dafür, daß ihm kein Reformator naht und das Observanz-Idyll der „modernen“ Richtung mit grausamer Strenge stört!

Wohlgefällig schmunzelt der Pater Provinzial deshalb angesichts der Arbeitsamkeit, welche sich in seiner Ordensfamilie regt und ihrer vortrefflichen Erfolge. Sie können dem scharfen Auge Illustrissimi nicht entgehen, und schon nimmt er vorahnend den Lobspruch der Vollkommenheit aus dem Munde des römischen Gebieters entgegen.

Nur ein Gedanke trübt diesen Ausblick auf eine lobreiche Zukunft. Dort drüben, in der andern Hälfte der Stadt, hat sein Orden ein Klösterlein stehen, das den großen Titel eines „Convents“ niemals verdient hat und als schlichte „Residenz“ unter einem Pater Superior ein interessantes Dasein führt. Eine kleine Familie, wenige Väter und ebenso wenige Brüder, bestreitet die geistlichen und weltlichen Bedürfnisse der Residenz zum heiligen Hieronymus, welcher gleichwohl die Massen des Volks zuströmen, als wäre ein wunderthätiges Marienbild der kostbare Schmuck der kleinen Klosterkirche.

Dort waltet der ehrwürdige Pater Eberhard. Er ist keiner von jenen schlichten Brüdern, denen sich die Pforten des Friedens erschlossen haben, ehe sie noch den Kampf der Welt gekannt und mitgefochten haben. Er hat diese Welt mit ihren Reizen und ihren Sünden gesehen und das klare, freie Auge nicht verhüllt, als er sich von ihr losgerissen und mit kühnem Entschlusse die Schwelle des stillen Ordenshauses überschritten hatte. Die Fesseln, die ihn an jene Welt gekettet, hat er gebrochen, aber in den neuen Fesseln, welche er sich freiwillig erwählt, ist er kein todter Mann geworden.

Eine herrliche Reckengestalt, deren Schönheit das malerische weiße Mönchskleid noch hebt, ragt er empor über die frommen Brüder, welche in ihres Herzens Demuth und Einfalt zu dem Vielerfahrenen, Vielgelobten scheu und respectvoll emporblicken. Und auch sein ungefesselter Geist, welcher aus des Ordensstifters Weisheit nur den tiefen Kern in sich aufgenommen hat und mit seiner eigenen Lebensweisheit harmonisch vereint, ragt mächtig empor über den Geist, der in seinen frommen Brüdern wohnt.

Wenn der Herr Bischof oben im fürstlichen Palast den Rath eines Weisen hören will, dann klopft wohl der reichlivrirte Kammerdiener an die Pforte des Häuschens zum heiligen Hieronymus, und der Pater Superior wandert fürbaß die Höhe hinan, ehrfurchtsvoll begrüßt von den violetten Dienern Gottes, welche dem Kirchenfürsten offene und geheime Räthe sein sollen. Er weiß das rechte Wort

und spricht es ohne fromme Umschleierung frei und kräftig aus: und er darf es, denn sein Ehrgeiz reicht nicht hinaus über seine Kapuze und über sein Klösterlein; er bedarf keines diplomatischen Schweigens und keines schlauen Verclausulirens — immer gerade ist sein Weg, weil er nur Ein Ziel kennt, die ehrliche Wahrheit.

Und trotzdem hat seine klösterliche Existenz viel Bedenkliches an sich. In seinem Häuschen, dem man ob seines bescheidenen Charakters von Seite der hohen Provinzial-Obrigkeit besondere Ausnahmsbedingungen zuerkannt hat, gehen sonderbare Dinge vor. Seine Mauern bedeuten keinen Damm gegen die Welt und seine Pforte verschließt sich keinem Weltkinde, wenn es höflich um Einlaß bittet, da die Gebote der Clausur, der strengen Absperrung gegen die nichttonsurirte Menschheit für das traute Heim des Pater Eberhard suspendirt sind

Und ein gewisser Comfort, der dem gestrengen Pater Spiritual vom oberen Kloster allezeit einen grausamen Schauder verursacht, begrüßt uns im Innern. Weiche Fauteuils ersetzen die rohen Holzsessel, in den Bibliothek-Schränken machen sich allerlei weltbürgerliche Dichter und Denker breit, von denen der Novizenmeister „dort droben" ganz entsetzlich gottlose Dinge erzählt, und in der Zelle des Pater Superior, welche mancher von den „Großen dieser Welt", mancher hochgelahrte Professor und Canonicus, manche parfumduftende Capitularin des freiweltlichen Damenstifts rathsuchend betritt, hört der Bruder

Pförtner Dinge besprechen, die er sein Leben lang nicht im Munde des weisesten seiner Patres gehört hat. Und der Bruder Koch ist ein wahrer Meister in seinem Amte. Seine Diners beschämen die weltlichen Fachgenossen; seine Recepte holen Comtessen und Baronessen aus seiner schlichten Zelle, um sie den Künstlern ihrer Küche als leuchtende Beispiele zu produciren.

Und in dieses Ordenshaus soll nun Illustrissimus ac Religiosissimus aus Rom seinen weitgereisten, vielerfahrenen und ahnungslosen Fuß setzen! Der Provinzial zittert bei dem leisesten Gedanken an dieses fürchterliche und dennoch unausweichliche Ereigniß, und am nächsten Vormittag schon macht er sich auf den Weg, um den Ordensbruder „da unten“ in aller Bescheidenheit auf die Dinge vorzubereiten, welche kommen sollen, und um ihn noch bescheidener zu beschwören, daß er in Erwartung des hohen Besuches alle Steine des Anstoßes aus dem Wege räume und seine Residenz in den schlichten und anspruchslosen Zustand eines wirklichen Ordenshauses setze.

In aller Bescheidenheit, — sagen wir — denn Pater Eberhard ist, obwohl nur ein schlichter Ordensmann, ein großer und einflußreicher Herr in der frommen Familie, dessen vielmögendes Wort in maßgebenden Kreisen mehr gilt als das des Provinzials und dessen Autorität Niemand in der Provinz anzutasten vermag. Er lächelt auch diesmal gutmüthig, aber bedeutsam, während er die verlegenen Ermahnungen des Pater Provinzialis vernimmt.

„Laß mich nur machen," meint er, und legt der Obrigkeit freundschaftlich die weiße, wohlgepflegte Hand auf die Schulter: „Schau nur auf die Andern — mit mir wird Illustrissimus, das garantire ich Dir, außerordentlich zufrieden sein!"

Das vermag der Provinzial allerdings nicht zu glauben, aber zu reden weiß er auch nichts mehr, und kopfschüttelnd schreitet er von dannen, nicht ohne ein Gläschen Cognac fin Champagne mit einem gelinden Wonneschauer und einem zwischen Entsetzen und Bewunderung schwankenden Gefühl in seinen, wie er meint, „normalen Klostermagen" aufgenommen zu haben.

Und während man sich in allen Conventen der Provinz für die Visitation „trainirt", die Mägen einschnürt, die Tische beschneidet, alles weltliche Geräth in den verdienten Winkel, alles geistliche aber in den ebenso verdienten Vordergrund stellt, bleibt in der residentia ad S. Hieronymum Alles beim Alten. Der Bruder Koch schmunzelt mitleidig, wenn ihm sein Amtsbruder Adam von „dort oben" die Leidensgeschichte seiner „Einschränkungen" und die Hungerkuren seiner Brüder erzählt.

„So etwas gibt's nicht bei uns," meint er. „Unser hochwürdiger Vater hat's auch nicht nöthig; bei dem sitzt die Heiligkeit fest, und ich wette, Illustrissimus krümmt ihm kein Haar auf der Tonsur!" . . . .

* * *

Er ist da, der höchste Gebieter und macht seine große Tour durch die Ordenshäuser der Provinz. Tief neigen sich die frisch geschorenen Häupter, laut schallen die Stimmen im Chor, und fromme Lesungen würzen die ungewürzten Speisen bei den schlichten Mahlen, denen der Herr General würdevoll präsidirt.

Er ist ausnehmend zufrieden und vergißt beinahe seine reformatorischen Gedanken, welche ihn in diese Gaue seines geistlichen Reiches geführt haben, Angesichts dieser überraschenden „Blüthe des Ordenslebens". Mitunter findet er sogar, daß diese Blüthe ihre unangenehmen Seiten hat. Er ist kein Mann des Luxus; seit früher Jugend Tagen trägt er das rauhe Ordenskleid, ißt er das karge Mahl des observanten Klosters: aber jede Askese hat ihre Grenzen, und ein Kaffee von so ausgesuchter Sanftmuth, Bräune und Bitterkeit, eine Mehlspeise von so erlesener Trockenheit, wie er sie auf diesem Visitationszuge alltäglich in seinen abgehärteten Magen bekommt, mildert die Freude seines Herzens an der ungeminderten Observanzreinheit in dieser übelverleumdeten Provinz.

So sehnt er beinahe das Ende seiner Dienstreise herbei und macht Miene, seinen Abschied von dem Pater Provinzial vorzubereiten, als dieser, etwas schüchtern und zögernd, ihn zum letzten Besuche auffordert.

„Ein kleines Häuschen nur, Illustrissime, ein Kloster sozusagen, eine residentia, welche nur wenigen unserer Brüder eine schlichte Unterkunft bietet und eigentlich der Mühe einer Visitation nicht lohnt!"

„Hm, ja — meine auch, aber ist mir dennoch heilige Pflicht, auch dort vorzusprechen, wo gewiß die frommen Brüder an Eifer und Regelstrenge ihren Brüdern in der ganzen Provinz ebenbürtig sind. Gehen wir also sofort und absolviren diese letzte Station meines gottgefälligen Ganges!“

Der Provinzial hört es nicht ohne Beben und Erbleichen, ergreift seinen Stab und führt Illustrissimum hinab zu dem frommen Hause des heiligen Hieronymus. Es sieht von außen recht ärmlich aus, und Illustrissimus ist düsterer Vorahnungen voll über die fragwürdigen leiblichen Genüsse, welche hier den zweifellosen seelischen Genuß eines auferbaulichen Wandels der Mönche trüben muß.

Mit graziöser Demuth, welche nichts gemein hat mit Selbsterniedrigung, und in klassischem Latein begrüßt Admodum Reverendus Pater Eberhardus an der Spitze seiner fünf Brüder den Gast aus Rom, welcher nach einem flüchtig erstaunten Blicke auf die verkleidete Tonsur des Superiors, dem so hoheitsvoll, klar und frei dreinblickenden Pater nicht ungnädig die Hand schüttelt und in das Ehrenzimmer des Häuschens folgt.

In unheimlicher Erwartung blickt der Provinzial auf das Meublement der Zelle: es ist unverändert geblieben, und ein mächtiger, prunkvoller Fauteuil ist es, auf den Pater Eberhard den Illustrissimus einladend verweist. Ein zweiter Blick des mit leichtem Vorwurf gemischten Erstaunens! Aber er setzt sich wahrhaftig, der Herr General, und streckt gar wohlig die Glieder in dem weichlichen Lehnstuhl. Der Pro-

vinzial traut seinen Augen kaum und rückt unruhig auf dem Polsterstuhl herum, den er selbst widerstrebend einnimmt.

Und nun kommt Bruder Generosus, der Koch, und präsentirt auf tadellosem Servirbrett einen dampfenden Morgencaffee, den der „Obersschaum" thurmhoch bedeckt. Behaglich schlürft Illustrissimus das duftige Getränk und lächelt dem Provinzial, welcher zaghaft das Glas ergreift, aufmunternd zu.

„Gratulire Ihnen, lieber Pater," meint er freundlich, „haben ein musterhaftes Frühstück, wie es in der ganzen Provinz nicht vorkommt. Auch eine Gottesgabe sozusagen, die der sündige Mensch nicht verachten darf!"

Und aus einem Glase werden zwei, und ein Gläschen Cognac passirt hinten drein, ohne daß es Illustrissimus als ein Verbrechen im Sinne der Regel brandmarkt.

Wohlgefällig nimmt er das saubere, schmucke Haus, mit nachsichtsvoll gesenktem Blicke die bedenkliche Bibliothek und begeistert die mit einem in der Provinz seltenen Aufwand von Geschmack restaurirte Kirche in Augenschein, um schließlich, nach dem Ende der ordnungsmäßigen canonischen Visitation, nicht ohne sichtbares Vergnügen die Bitte zu dem „bescheidenen Mittagtische der kleinen Familie" zu acceptiren.

Und dieses Vergnügen wächst mit jedem Gange des ohne Observanz-Rücksichten ausgedehnten Mahles, obwohl er manchmal durch eine leise Handbewegung eine neue Speise abzuwehren scheint. Doch sie duftet

zu verlockend und schließlich ist ja trotz delicater Zubereitung kein gegen die Regel verstoßendes Element darin.

Die huldvolle Haltung des Herrn Generals ermuthigt auch den Pater Provinzial zu einer Energie des Appetits, welche nach den Entbehrungen der letzten Tage doppelt natürlich erscheint. Er wagt sogar bei dem „Eingemachten" die unerhörte Bemerkung, daß sothane Speise von keinem Hotel der Stadt übertroffen werden könnte, was den Herrn General zu einer fatalen Gegenfrage nach den diesbezüglichen Erfahrungen des Pater Provinzials veranlaßt.

Nach dem Bratfisch erhebt Illustrissimus sein Glas, gefüllt mit edlem Klosterneuburger Prälatenwein, und spricht:

„Reverendi et religiosi fratres!
Ehrwürdige und fromme Brüder!

Mit wahrer Freude habe ich Euer kleines Haus gesehen und erfahren, daß Ihr trotz mancher mit der regulären Observanz nicht völlig zu vergleichenden Partien Eures Ordenslebens den Sinn für die heilige Regel und das Verständniß für ihre geistige Tiefe nicht verloren habt. Ich danke Ihnen, Pater Eberhard, ganz besonders für Alles, was ich hier gesehen; ich danke aber auch dafür, was ich hier genossen, denn einen solchen Caffee wie heute und einen solchen Bratfisch wie heute hat mein armer Magen noch niemals verkostet seit den drei Jahrzehnten meines Ordenslebens. Der Mönch darf essen und das

Bescheidene, was er ißt, darf gut sein: darum keinen Vorwurf dem Pater Superior! Er und sein Haus sollen leben ad multos annos!“

Und die Gläser klingen. Der Provinzial schüttelt verwundert das graue Haupt, erwidert verlegen den lächelnden und triumphirenden Blick Eberhard's, drückt ihm verständnißinnig die Hand und schwört, in Zukunft nicht frömmer und asketischer zu sein als Illustrissimus, Reverendissimus ac Religiosissimus, als der vortreffliche Herr General!

IX.

Schwester Juliana.

Eine Primadonna im Kloster.

Sie sind Schwestern, die frische, muntere und geniale Jetti und die bildhübsche, bildsäulenhaft ernste Nina — das weiß man, denn wenn man es nicht wüßte, glaubte man's nicht. Ihre Heimath ist das Theater; der Vater ist Tenor mit erschlafften Stimmbändern, die Mutter Schauspielerin von junonischer Gestalt und grazienhafter Schönheit. Coulissenluft athmen die Töchter, begnadete Erbinnen des schier unsterblichen Reizes der Mutter. Sie bezaubern, wohin immer sie das zarte Kinderfüßchen setzen, und sie entzücken, wenn sie den Mund öffnen zu einem hellen, jugendfrischen Liedchen.

Wunderkinder! ruft mit dem Brusttone der Ueberzeugung der Theater-Director, und sogar der bärbeißige alte Capellmeister, vor dem die grillenhafteste Primadonna zittert, zwingt sein verwittertes Antlitz zu einem gutmüthig-ermunternden Lächeln, wenn ihm die beiden Sonntags-Kinder hinter den Coulissen auf der Probe oder während der Oper in den Weg kommen.

Und sie wachsen und gedeihen; am meisten aber gedeiht ihr Nachtigallengesang. Mit den Kinder-

schuhen noch springt die kleine Jetti als feurige Primadonna auf die weltbedeutenden Bretter. Die wirkliche Primadonna hat ihre Capricen bekommen und abgesagt: kühn und keck wird Jetti zur Prinzessin von Navarra und verzaubert an Einem Abend die nüchternsten Musikanten im Publikum der böhmischen Hauptstadt. Das fünfzehnjährige Wunderkind ist lorbeergekrönte Sängerin und fliegt von nun an im Triumphzuge durch die sangesfrohe Welt. Das Edelmetall ihrer Stimme wohnt in einem herrlichen, anmuthvollen Körper. Diese klaren, blauen, sprechenden Augen, welche aus dem lachenden, runden Gesichtchen blitzen, entzücken Jedermann, und in der glockenreinen, lieblichen, vollen Stimme prägt sich ein Herz voll Güte und warmer Menschenempfindung aus.

Diesem Sonntagskinde gehört die Welt. Wo diese Nachtigall schlägt, wo dieses holde Mädchen erscheint, gibt es nur begeisterte Menschen. Die Großen der Erde beugen sich vor ihr; Diamanten und Perlen krönen ihr seidenes Haar, und Kronen legt man ihr huldigend zu Füßen. Henriette Sontag — denn sie und keine Andere ist dieses gottbegnadete Menschenkind — ist Siegerin über Fürsten und Feldherrn, über Könige und Kaiser, und ihre Siege sind um so vollständiger, weil sie die Siegerin niemals zur übermüthigen Triumphatorin, zur capriciösen Sultanin machen. Im Prunksalon des Potentaten, umgeben von fürstlichen Anbetern, bleibt sie das liebliche, unschuldsvolle, unbefangene

Mädchen, und wen ihre Kunst noch nicht bezwungen, den bezwingt der Zauber ihres Wesens, ihres reinen Kinderherzens. „Ich werde hier angebetet wie eine kleine Königin", schreibt sie beglückt, da Berlin vor ihrer Künstlergröße und Frauenschönheit schwärmt. „Wenn ich mich blicken lasse, jubelt Alles. Man trägt mich auf den Händen, besingt mich oder bringt „der gefeierten Sontag" ein Lebehoch, wohin ich komme. Ich danke aber auch täglich dem lieben Gott dafür und bitte ihn zugleich, mich in meinem Glücke nicht übermüthig werden zu lassen, sondern mir meinen heiteren Sinn zu bewahren und meine Fehler einsehen zu lassen . . . ."*)

Sie flattert weiter, die „deutsche Nachtigall". Sie flattert durch die ganze Welt. In Mainz besucht und segnet sie der Dichter-Greis Matthisson, in Weimar drückt der Dichter-Patriarch Goethe den Weihekuß auf ihre blüthenweiße Stirn, der König von Preußen adelt sie, der Czar aller Reussen beugt vor ihr sein unbeugsames Haupt, die Czarin aber nimmt ihr eigenes Collier vom Halse und legt es der Primadonna an. Auch das Herz der kleinen Welt-Eroberin hat endlich seinen Meister gefunden: ein schöner wälscher Graf, ein Löwe des Salons und ein Mann der Diplomatie, erhebt sie zu seiner Gräfin, und die Königin des Gesanges trägt nun auch eine neunzackige Krone auf ihrem herrlichen Haupte.

* * *

*) Nach Original-Briefen von Henriette Sontag.

Und die Nachtigallen-Schwester Nina? Was ist aus ihr geworden, während Henriette auf goldenem Feenwagen durch die Welt jagte, umwoben von den Grazien, umkost von Fortuna, gekrönt von allen Musen? Herrlich ist sie aufgeblüht neben der siegreichen Schwester. Schlank wie eine Tanne, bildhübsch von Angesicht, eine Silberstimme in der Kehle, scheint sie berufen, der Schwester gefährlichste Rivalin zu werden. Und Henriette wünscht einen schwesterlichen Wettkampf herbei in der Güte ihres Herzens. Ihrer Kunst reiche Schätze will sie dem geliebten Wesen übermitteln, und in den Ruhepausen zwischen lärmenden Triumphen zieht sie sich zurück in der Studirstube traute Stille und haucht „Aennchen“ Geist von ihrem Geiste, Kunst von ihrer Kunst ein.

Ernst und düster steht Aennchen neben der gottbegnadeten Schwester; in ihrem schönen Antlitz leuchten zwei mächtige Augensterne melancholisch in die Welt, und eine Welt voll Wehmuth liegt in jedem Blicke, den sie emporsendet zu der „göttlichen“ Henriette. Treu erfüllt sie, was der Schwester lehrendes Wort sie heißt; erklingen läßt sie alle Seiten ihres Herzens, wenn sie vor dem Notenpulte steht, aber nicht erfrischend und belebend — schmerzlich bewegend tönt das Lied aus ihrer Kehle. Oft regt sich der Kobold in Jetti's munterem Köpfchen; sie will Nina aufrütteln zum heiteren frohen Leben. Eine großmächtige Perücke von Zucker bestellt sie beim Hofconditor und setzt sie dem „griesgrämigen Herrn Professor“, dem „lieben, bösen Schwesterlein“ auf,

aber nur ein wehmüthiges Lächeln hat Aennchen für den Scherz, und einen Blick schmerzvoller Liebe für die ewig-heitere Schwester.

Dann aber, wenn sie zurückgekehrt ist in ihre einsame Kammer, wirft sie sich an dem Betpult nieder vor der schmerzhaften Mutter Gottes und erleichtert in einem Thränenstrom ihr wundes Herz. Aufgewachsen „in des Lebens Eitelkeiten", umgeben von vielem Flitter und Tand, eingesponnen in eine Welt der Freude, betet sie zu der Gottesmutter um Vergebung der Sünden ihrer Mutter und ihrer Schwester. Oder wäre es keine Sünde, wenn ein elendes Menschenkind die Gottesgabe Gesang in den Dienst des Goldes stellt, wenn es sich auf schwindelnder Ruhmesbahn hinanschwingt zu den Höhen weltlicher Größe, sich anbeten läßt den Göttlichen gleich, denen nichts ebenbürtig ist auf der sündhaften Erde?!

Hier kämpft sie den schweren Kampf zwischen Kindes- und Christen-Pflicht. Der Mutter Gebot treibt sie hinaus auf die Bretter der Bühne. Umrauscht von dem Beifall der Menge, umschwärmt von bewundernden Kindern der Welt, blickt sie in düsterer Schwermuth um sich; kein Lächeln der Freude röthet ihr marmorweißes Antlitz, wenn sich ihr huldigend die Großen der Erde nahen; als Verbrecherin sinkt sie auf die Knie in der stillen Kammer oder auf dem Marmorboden des Domes, nachdem sie als heiteres Zerlinchen über die Bühne getänzelt ist, um diese „Sünden aus Kindespflicht" abzubitten der reinen Gottesmutter.

So mancher sieggewohnte Weltmann fleht vergebens um Gnade vor dieser kühlen Göttin des Theaters, so mancher tödtlich verwundete Verehrer sucht vergebens dies Marmorherz zu rühren — scheu weichen sie vor dem bannenden, strafenden Blicke dieses seelenvollen und doch so grausamen Mädchenauges.

Und je höher Henriette emporsteigt auf der Bahn des Ruhmes, desto ernster und schwermüthiger wird Nina. Immer mehr hat sie abzubüßen, denn immer vermessener naht die „göttliche“ Schwester dem Punkte, wo die Gott-Aehnlichkeit zum schweren Verbrechen wird. Ein geputztes Opferlamm, beschreitet sie wohl noch die Bühne, um dann betend und fastend Gnade zu erflehen für diese Schritte und Gnade zu erflehen für der Schwester bedrohte Seele; eines Tages aber sucht man vergebens Nina Sontag auf dem Zettel des Theaters. Sie ist verschwunden aus der glänzenden Welt des Scheins . . . .

* * *

Auf dem mächtigen Schloßberge der königlichen Hauptstadt Prag, wo der herrliche Palast der Kaiser und Könige aufragt, neben dem grauen, ehrwürdigen Dome zu St. Veit, gegenüber der fürstlichen Residenz der Erzbischöfe des Landes und neben dem prunkvollen Fürstenpalaste der Schwarzenberge, erhebt sich ein düsteres, graues Klostergebäude. Seine Mauern sind hochragende Dämme gegen die sündige Welt:

schwere Eisengitter schirmen die mit Holzläden verkleideten dürftigen Fenster, und ein gewaltiges Eisenthor sperrt die Pforte ab gegen jeden Unberufenen.

Scheu passiren die Wenigen, welche Andacht oder Kunstsinn auf der stillen Hradschin, diesen vom lärmenden Verkehre der Hauptstadt umbrandeten, aber nie erreichten Stadttheil führt, die grauen Mauern; nur ein Blick mitleidsvoller Theilnahme richtet sich manchmal empor zu den vergitterten Fenstern. Jenseits dieser Mauern aber beten, fasten und kasteien sich die Jungfrauen vom Barfüßer-Orden der Carmeliten, die Frömmsten der Frommen, die Stummsten der Stummen, die Strengsten der Strengen unter den gottgeweihten Frauen der katholischen Ordenswelt.

Ein braunes, rauhes, härenes Gewand umhüllt und quält den zarten Leib; darüber fällt das braune Scapulier; das Cingulum mit dem Rosenkranz umgürtet die „Taille“, wenn es eine solche geben dürfte in dieser aller irdischen Eitelkeit fremden Welt. Und diese Eitelkeit haben die barfüßigen Carmelitinnen gründlich abgeworfen, als sie mit dem weltlichen Kleide den weltlichen Sinn preisgaben, als sie das Haupt, des Haarschmucks entledigt, unter der schmucklosen Haube bargen, den Schleier über das abgehärmte Antlitz zogen und den wallenden weißen Chormantel um den Nacken legten. Ihr Körper ist noch hienieden auf unserem Planeten, ihr Geist aber ist himmelwärts entrückt, und dort oben ist ihrer reinen Gedanken Fülle.

An die Pforte dieses in der Großstadt einsamen Hauses klopft eines Tages ein schönes Weltkind. Schwester Elia a Sancta Theresia, die greise Pfortenschwester wirft, ungesehen von der Pochenden, einen prüfenden Blick auf die Einlaßwerberin und frägt sie durch die vergitterte Pforten-Luke um ihr Begehren. „Ich suche Frieden und Buße," ist die Antwort. „Die ehrwürdige Mutter wird verständigt werden," ist die Antwort, und rasch schließt sich die Luke der Pforte. Eine geraume Weile später öffnet sich das Thor und in einer Halle, welche eine zweite Pforte von dem Innern des Hauses sondert, sieht sich die Candidatin der Buße. Schweigend, tiefverschleiert führt Schwester Elia die Harrende in ein Gemach, das keinen anderen Schmuck zeigt als das Bild des gekreuzigten Heilands, den Betschemel, einen rohgezimmerten Tisch und wenige rauhe Stühle.

Es ist anders hier als in der üppigen Welt des Scheins: nicht Glanz und Prunk bestrickt die Sinne — der Blick auf den Dulder mit der Dornenkrone zeigt das Ziel der Gedanken, welche hier heimisch sein sollen im klösterlichen Frieden. Kein Laut von der Straße dringt durch das doppelt vergitterte Fenster, dessen geschlossene Läden dem Lichte nur einen schmalen Einlaß gewähren, und kein Laut stört die Stille in dem Gemache selbst.

Es ist das „Sprechzimmer" des Convents; aber Niemand scheint vorhanden, mit dem man zu sprechen vermöchte in dieser heiligen Einsamkeit. Und doch hört Nina Sontag — sie ist die Candidatin — eine

ernste Frauenstimme, welche sie ruft und ihre Wünsche erfrägt. Zagend und furchtsam antwortet sie, und immer offener endlich erschließt sie der „Unsichtbaren" ihr Herz, bis es ihr ermuthigend entgegentönt: „Sei willkommen, Tochter", bis sich ihr die Pforte zur Clausur öffnet und sie dahinschreiten darf zur ärmlichen Kammer der Novize.

Schwere Tage der Prüfung kommen über das zarte Mädchen. Willig und entsagend sieht sie ihres Seidenhaares reiche Fülle dahinsinken, abgetrennt von dem Haupte; willig läßt sie sich mit dem rauhen Kleide der Novize umhüllen; andächtig lauscht sie den Lehren der „ehrwürdigen Mutter", welche sie einführt in das Leben der frommen Bräute Christi. Wenn die Glocke die mitternächtliche Stunde schlägt, erhebt sie sich von dem harten Lager, um dem Rufe zu folgen und sich den Schwestern anzureihen im Gange zum Chore, zum Lobe Gottes. Wie sich nun zum ersten Male ihre Stimme mengt mit denen der Schwestern, da hebt sie sich ab wie Engelssang von dem Chore der in Askese und Kasteiungen abgehärmten Schwestern, und entzückt lauscht die greise Pfortenschwester, welcher in ihrem lebhafteren Amte das „Ohr zu hören" noch nicht abhanden gekommen ist, diesem „Sphären-Gesange".

Nicht so entzückt ist die ehrwürdige Priorin von dieser Entfaltung eines Talentes, welches ein Menschenkind, eine der Welt abgeschworene Tochter Gottes, über ihre Genossen erhebt. Ernst und tadelnd naht sie der Novize.

„Noch umfangen Dich, geliebte Tochter, gefahrvoll die Eitelkeiten der Welt, die Du verlassen hast und der Du absterben mußt, wenn Dich der Friede Gottes erfüllen soll in diesen der Entsagung und Buße geweihten Räumen. Erniedrige Dich selbst und Du wirst erhöht werden! Merke diesen Spruch und bemühe Dich, Alles zu unterdrücken, was Dich in frevelnder Selbstgefälligkeit erheben kann über die niedrigsten der Kinder Gottes. Nicht um Bewunderung für ein unverdientes Talent, für die Dir vom Schöpfer geschenkte Gabe der Stimme, zu wecken, stimmen wir das Gotteslob an, sondern um das Wohlgefallen dessen zu erringen, den die himmlischen Heerschaaren allezeit mit Engelszungen preisen. Deßhalb bemühe Dich, gleich zu sein den Anderen, denn Niemand ist hier erhaben über den Mitmenschen; wir wollen gleich sein, eine Gemeinschaft von Schwestern, um des Himmels Verzeihung herabzuflehen für uns und die sündige Menschheit!“

Und Schwester Juliana — diesen Namen hat man ihr gegeben bei der Einkleidung mit dem Gewande der Novize — neigt demüthig ihr Haupt und nimmt daheim in stiller Zelle die Geißel vom harten Lager, um sich zu strafen für die unbewußte Sünde ihres Talents. Schaudernd denkt sie zurück an der Sünden Last, die der „göttlichen“ Schwester Haupt beschweren muß auf ihrem schwindelnden Siegeslaufe durch die Welt des Flitters und des Lasters. Und immer stärker werden die Streiche, welche sie gegen ihr zartes Fleisch führt, immer leidenschaftlicher tönen

die Psalmen der Buße von ihren Lippen, bis sie entkräftet und ohnmächtig dahinsinkt vor dem Bilde des gekreuzigten Erlösers.

* * *

Kein Laut, keine Sorge dieser Welt dringt ein durch die Mauern des Carmelitinnen-Klosters zu S. Benedict auf dem Hradschin zu Prag. Nichts stört den Frieden, die Buße der zwanzig Gottesbräute, welche dort Jugend, Schönheit, Talent und Kraft der Gottesliebe, der Sühne für eigene und fremde Sünde, opfern.

Prunkvolle Feste beleben Prag. Der Kaiser ist eingezogen in die Burg seiner Väter, und Böhmen huldigt ihm als seinem gekrönten König. Volksmassen umbranden den Herrscherpalast; der einsame Schloßtheil Prags wird durchwogt von einer frohgestimmten, jubelnden Menge, und aus aller Welt strömen Neugierige und Patrioten herbei, um Zeugen zu sein der Huldigungen, welche Volksliebe und geläuterte Kunst dem angebeteten Herrscherpaare bereiten.

Und Künstler von Gottes Gnaden sind nach Prag berufen, um ihr Genie in den Dienst des Patriotismus zu stellen. Eine Dame aus dieser gefeierten, fremden Künstler-Deputation aber wallt den Schloßberg hinan und pocht an die Pforte von S. Benedict. Sie hat Grüße zu bringen von Mutter und Schwester der büßenden Nonne, welche einst neben ihr gestanden ist, mit ihr rivalisirt hat auf den weltbedeutenden Brettern.

Lange pocht sie an die Pforte, bis sich das verschleierte Haupt der Pförtnerin zeigt und ihr Begehren erkundet. „Schwester Juliana ist im Chor und kann nicht erscheinen.“ Die Künstlerin beschwört die Hüterin des Convents, trotzdem zu versuchen, ihr eine Minute des Gesprächs zu vermitteln. Sie verschwindet, bald aber kehrt sie zurück und meldet: Schwester Juliana hat die Brücke abgebrochen zwischen dieser und jener Welt; sie entsinnt sich nicht des Weltkindes, das nach ihrem Anblicke verlangt und kann keinen Augenblick das Gotteslob unterbrechen, das so nothwendig ist zur Entsündigung der Menschheit.

„Und weiß sie nicht, daß das Kaiserpaar hier ist, und daß wir hieher beschieden sind zur Freude des Monarchen.“

„Wir wissen nichts und haben nichts zu wissen, was vorgeht jenseits dieses Hauses, das uns Rettung und Zuflucht geboten hat für die Zeit unserer irdischen Pilgerschaft.“

Sprichts und läßt die Luke schließen. Die Künstlerin steht allein vor der ehernen Pforte, durch welche Wenige eingehen und welche sich keiner Schwester zum Austritte erschließt aus Gottes heller, sonniger Welt, und schaudernd blickt sie empor zu den vergitterten Fenstern, zu den hochragenden Mauern, vor denen die Welt aufhört, die uns belebt und erfreut.

* * *

Ihrem Ende naht die Zeit der Prüfung. Härter werden die Uebungen der Buße, strenger die Geißelungen, immer dürftiger die Mahlzeit. Bald soll Juliana den ewig bindenden Schwur ablegen in die Hände der Priorin, auf ewig der Welt entsagen und dem Wunsche, sie wiederzusehen hienieden. Nicht erschüttert ist die Kraft ihres Herzens, fest ihr Wille, ihren Leib zu begraben in diesem düsteren Gotteshause.

Und ohne Zagen steigt sie am Vorabend des Profeß-Tages hinab zur Capelle der seligen Electa, um vor dem wunderbar bewahrten Leichnam der zum Himmel erhöhten Schwester zu beten und die höchste Gnade zu erflehen für die entscheidende Stunde.

Bekleidet mit dem Ordensgewand, sieht man die „Selige", beinahe unversehrt das wachsbleiche Antlitz, in der matt erleuchteten Capelle. Allein mit der abgeschiedenen Gottesbraut hat so manche Novize ihr Herz beben gefühlt, und scheu ist sie davongeeilt und entronnen der schwersten Prüfung.

Aber Juliana bleibt. Andachtsvoll blickt sie empor zu der auserwählten Nonne, welche sie mit verzücktem Blicke zu ermuthigen, mit der wachsbleichen Hand emporzuwinken scheint zur Höhe der Verklärten; heldenmüthig bekämpft sie den Schauer, der ihren zarten Leib durchweht, und betet, betet . . . . .

Die Matutin-Glocke tönt: besorgt eilt die Meisterin der Novizen hinab zur Capelle der seligen Electa und hebt erschüttert die schöne Juliana von dem eis-

kalten Boden empor, auf den sie niedergesunken ist in übermächtiger Erschöpfung des Geistes und Körpers.

Am Morgen liegt Juliana in schwerem Fieber dahingestreckt auf ihrem harten Lager. Ernst sitzt neben ihr die Meisterin der Novizen und kühlt das erglühende Haupt der jungen Schwester. Die Pulse der Novize schlagen heftig, wild pocht ihr Herz und in wirren Phantasieen sieht sie sich dahinfliegen durch den Weltenraum mit der seligen Electa. Und wieder sieht sie sich in schweren Phantasien zurückversetzt in die Welt der Bühne und der Sünde, und hülfesuchend irrt ihr Auge umher, bis es haften bleibt an der pflegenden Schwester, bis sie diese umklammert in wilder Heftigkeit und Rettung findet an ihrem Busen . . . . .

Schwester Juliana ist genesen, aber ihr entkräfteter Körper vermag nicht mehr zu leisten, was die harte Ordensregel von ihm verlangt. Unter heißen Zähren scheidet sie von der Priorin, welche sie mit mildem Trostesworte aus dem düsteren Hause entläßt, das ihr ein Asyl des Friedens werden wollte, und schluchzend kehrt sie heim in das Haus der Mutter. Liebe und Sorgfalt umgibt sie, aber auch die Atmosphäre jener Welt, die sie geflohen. Vergeblich ist der Mutter Mühe, sie dieser Welt zurückzugewinnen, vergeblich der Schwester Mühe, den göttlichen Funken des Talents wieder anzufachen in ihr — stumm und starr steht sie den „Verlockungen“ gegenüber und flüchtet mit dem Rosenkranz in die Hallen des Domes.

Und eines Tages enteilt sie von Neuem aus dem Mutterhause, einer neuen klösterlichen Heimath zu, die sich ihr aufgethan.

* * *

Am Auslaufe des reizenden Neisse-Thales, unweit von Zittau, in der sächsischen Oberlausitz ragen die Thürme und massigen Gebäude des altehrwürdigen Jungfrauenstiftes Mariae-Vallis, der Cistercienserinnen-Abtei Marienthal, empor. Mehr als 600 Jahre erschallen in diesem mit reichen irdischen und himmlischen Gütern gesegneten Gotteshause die Lobgesänge gottgeweihter Frauen, deren Vorläuferinnen Kunigunde, König Philipp des IV. von Schwaben fromme Tochter, des Böhmenprinzen Venceslaus Monoculus unglückliche Gattin in das traute Thal eingeführt hatte. Vom Vater dem Wittelsbacher Otto zur Braut bestimmt, war die Königstochter nach frevelhaftem Bruche dieses Verlöbnisses durch den Vater dem Böhmen Wenzel angetraut worden. Eine blutige That war die Folge dieser Treulosigkeit. Am 21. Mai 1208 drang Otto in das Schloß Altenburg bei Bamberg und stieß König Philipp rächend nieder. Tiefe Trauer erfüllte das Herz der Tochter des Ermordeten, welche sich als die, wenngleich unschuldige Ursache dieser Blutthat verurtheilte, und, die Schuld und das Ende des Vaters sühnend, erbaute sie 1234 den Jungfrauen des weiß-schwarzen Ordens von Cisterz im wildromantischen Neisse-Thale ein Ordenshaus, das bis

heute, schwer bedroht und nicht vernichtet durch die verheerenden Stürme der Zeit, aufragt als ein Haus des Trostes und der Labung für vereinsamte oder gebrochene Mädchenherzen.

Die Pforten dieses vornehmen Frauenstifts, das die Wogen der Hussiten- und Reformationskriege umbrandet aber nicht mitgerissen haben, dem der sächsischen Könige schirmende Hand nie entzogen worden ist, haben sich der einstigen Primadonna, der in Gnaden entlassenen Carmelitin Juliana, geöffnet. Andächtig empfängt sie den neuen, milderen Habit; in tiefer Frömmigkeit übt sie die Regel, welche aber nicht wie jene der büßenden Jungfrauen vom Orden von Carmel die volle Abtödtung des Leibes verlangt.

Mild und mütterlich naht die Aebtissin, um deren Hals sich die schwere Goldkette mit dem Brustkreuz schlingt, die Herrin und Herrscherin des Stiftes und der weiten Umgebung, welche das Kloster sein eigen nennt, der neuen Tochter. Aufzurichten sucht sie sie nach den Uebungen der Buße, zu erlösen von der Seelen-Angst, die sie bedrängt bei dem Gedanken an die weltliche Schwester.

Die Aebtissinnen von Marienthal sind Schützerinnen und Schätzerinnen der heiligen Musik und Kunst gewesen seit Jahrhunderten. Im reichen künstlerischen Schmuck prangt — ein glänzendes Gegenstück zur düsteren, schmucklosen Kirche der barfüßigen Carmelitinnen — ihr herrliches, weites Gotteshaus; wohlgeschult in Musik und Gesang liebt die Aebtissin ihre

Chorschwestern, und wenn des Morgens vier Uhr in dem von dem ersten schüchternen Sonnenglanze matt erleuchteten Münster die mächtige Orgel durch stimmungsvolles Präludium die Matutin einleitet, wenn dann sechzig Jungfrauen im ergreifenden Choral das erste Gotteslob des Tages anstimmen, dann sinkt wohl der nüchternste Fremde, ergriffen von diesen Tönen, die wie Sphärengesang aus himmlischen Höhen zur niederen Erde herabdringen, auf die Kniee in andächtiger Bewunderung.

Aebtissin Laurentia entdeckt bald den Schatz, welchen Schwester Juliana in ihrer Kehle birgt, und sie sucht ihn zu heben. Ihre Conventualinnen sind sorgfältig gewählt. Ihr Stift ist eine Klostergemeinde, ähnlich in mancher äußeren Form und in den Grundlagen der Verfassung und doch so grundverschieden von jenem grauen Hause der Askese, das Schwester Juliana verlassen hatte. Nicht der Buße und Andacht allein ist die Abtei geweiht: auch der Pflege des Geistes, dem Unterricht der Jugend widmen sich die Schwestern, welche hier in stillen Thaten Frieden gefunden haben nach den Stürmen der Welt oder fernbleiben wollen diesem irdischen Kampfgewoge.

In den Zellen dieser herrlichen Abtei hat es Denkerinnen und Dichterinnen, Künstlerinnen und Büßerinnen gegeben, und sie Alle, Jene, welche hohen Geistes und hoher Geburt sind, wie Jene, welche, aus niederem Stande entsprossen, durch Tugend und Streben Eingang gefunden haben, umschlingt das gleiche Band der Liebe. Sie sind gehor-

same, treue und eifrige Töchter der Mutter-Aebtissin, liebende Schwestern untereinander.

Und vor jener „ehrwürdigen und gnädigsten Mutter“ erscheint eines Tages demüthig Schwester Juliana. Der Aebtissin Gebot hat sie beschieden mit der frommen Schwester Bernardina, deren Namen einst unter den ersten Sternen der königlichen Schauspiele zu Berlin geglänzt hatte. Und mit sanftmahnendem Worte richtet sie die schöne Büßerin niebegangener Schuld empor. Nicht begraben soll sie sein mit ihrem reichen Talente in der Abtei; in den Dienst Gottes nur soll sie die kostbaren Gaben stellen, welche ihr derselbe Gott verliehen hat, gerade so wie es Schwester Bernardina thut, welche der Jugend den Schwung der Sprache lehrt und im Klosterfrieden nicht den Schatz ihres Talents vergräbt. Nicht des Menschen Grab, seine friedliche Heimstätte ja soll das Kloster werden, in das er aus der lärmenden Welt flüchtet!

Und Juliana beherzigt diese Worte. Köstlich entfaltet sich ihr reicher Geist. Sie wird Herrin der lateinischen Sprache und versenkt sich in die Mysterien des theologischen Studiums. Der heiligen Cäcilia gleich sitzt sie an der mächtigen Orgel des Stiftes und läßt — bald wehklagend mit dem Psalmisten, bald hoch aufjauchzend die zarten Finger über die Tasten gleiten. Und wenn die Aebtissin gebietet, dann läßt sie dazu den Nachtigallensang ertönen, durch den sie einst im profanen Erdenleben bezaubert, und herbeiströmen die schlichten Landleute der Kloster-

dörfer, die Bürger der nahen Städte, um die neue Cäcilia zu bewundern, welche — ungesehen von weltlichen Augen, nicht buhlend um der Menschen Beifall und Gunst, mit Engelszungen redet. Und aus dem Chor der frommen Jungfrauen tönt sie wieder hervor, diese Seraphstimme, wie sehr die Nonne auch die Anmaßung ihres Talents niederkämpft. Nie aber würde sie es wagen, ihrer Stimme Gold glänzen zu lassen, wenn es nicht die Mutter-Aebtissin befohlen hätte, denn sündig erscheint ihr noch immer in ihres Herzens Demuth die Erhebung über ihre Schwestern in Christo. Und nur dieser Befehl kann sie aus ihrer Zelle zwingen, wenn ein weltlicher oder geistlicher Reisender seinen Schritt in das Thal Mariens lenkt und unter anderen Merkwürdigkeiten des alten Stiftes auch die klösterliche Schwester der berühmten „deutschen Nachtigall" zu sehen wünscht. Dann huscht sie, ein scheues Reh, in Begleitung der Gast-Schwester ins Sprechzimmer, haucht ein schüchternes, leises Wort hervor und eilt flüchtigen Fußes von dannen, sowie sie der Schwester entlassenden Wink erspäht.

Und dennoch gibt es noch weltliche Festtage für sie im Klosterfrieden. Diese kommen, wenn die „Nachtigall" selbst in das stille Thal Mariens flattert, wenn Henriette Gräfin Rossi — „Jetti Sontag" nannte man sie einst — aus dem Prunke der Salons, aus dem Kreise begeisterter Verehrer, aus der ihrer Größe huldigenden Welt des Stiftes Frieden sucht, und, von der Aebtissin mit der Würde und Grazie der Weltdame begrüßt, ihren Einzug in die Prälatur

hält. Gern wählt Henriette diesen Weg ins abgeschiedene Thal: hier ist sie nicht die bewunderte Primadonna, die stolze Schönheit, die Königin der Salons — hier ist sie die demüthig-fromme Christin und in der entlegensten Capelle der Stiftskirche kniet sie im inbrünstigen Gebete, wenn die frommen Frauen im Chore Gottes Lob singen.

Wenn sie dann in der schlichten Zelle der Schwester Juliana liebevoll den Arm um das mit Haube und Schleier verhüllte Haupt legt und in die sanften, ernsten Augen der Nonne blickt, dann belebt wohl das Gefühl inniger Liebe das sonst so unbewegliche Antlitz der Cistercienserin. Nach schwachem Sträuben entschließt sie sich sogar, in eines jener Duette einzustimmen, welches die „Sontags-Kinder" einst so wunderbar gesungen zum Entzücken der Welt. Und auf dem Convents-Gange draußen lauscht gewiß schüchtern eine Schaar neugierig-andächtiger Nonnen und flieht eiligst davon, wenn der letzte Ton verklungen ist, der letzte Ton dieses Gesangs, den zu hören Könige Schätze bieten würden.

Und noch einmal lenkt Henriette ihre Schritte in das Marienthal, bevor sie am Ende ihrer Laufbahn angekommen ist. Ein schweres Verhängniß ist hereingebrochen über ihre Familie. Ihr Vermögen ist zerrüttet. Noch einmal will sie — nunmehr eine Frau in ernsten Jahren — das Gold ihrer Kehle umtauschen gegen klingendes rothes Geld für ihre Kinder. „Eine Million Francs für 4 Jahre" — verheißt prophetisch der Impresario, und wieder ertönt in

Deutschland, England und Frankreich das bezaubernde Lied der Nachtigall. Alte und neue Verehrer umjubeln sie, frischer Lorbeer sproßt auf all' ihren Pfaden, und ein dichter Goldregen soll sich über sie ergießen jenseits des Oceans, im Lande der Dollars.

Bevor sie den Weg über das große Wasser antritt, pilgert sie noch einmal zur Gottesmutter im Neisse-Thale, noch einmal zur frommen Schwester, deren Gebete in diesen Tagen heißer und flehender denn je zum Himmel emporgestiegen sind.

Noch einmal singen sie da das herrliche Duett aus „Norma". Jugendfrisch klingt die Stimme der Nonne, jugendfrisch und voll; wehmüthig erkennt die berühmte Schwester die Ueberlegenheit der in der Einsamkeit „vergrabenen" Gottesbraut.

„Könntest Du mir doch deine wundervolle Stimme geben!" ruft sie traurig.

Und eine Thräne zärtlicher Theilnahme im Auge, erwidert Juliana: „Gern, wie gern thäte ich es! Du könntest ja doch etwas damit anfangen: mir ist sie eine unverdiente und unfruchtbare Gnade!"

„Dafür hast Du den Frieden der Seele gefunden, Schwester! Ich werde ihn erst finden, wenn man mich einsargt im Gotteshause, dort in der stillen Kreuz-Capelle, und Dein Gebet ebnet mir dann den steilen Pfad zur Höhe! Denn hier will ich ruhen im Frieden von dem Hasten und Drängen, von dem Glück und Unglück dieser Welt!" — Und ihre Thränen mischen sich mit denen der Schwester.

* * *

In holder Maienpracht prangen Felder und Fluren. In Busch und Baum regt es sich; die munteren Sänger schmettern ihre Lieder zum Himmel empor, und frohe Menschen lauschen ihren Gesängen.

Ueber den stillen, weiten Klosterhof zu Marienthal aber bewegt sich — man schreibt den 4. Mai 1855 — ein düsterer, stiller Zug. Einen mit Kreuz und Lorbeerkranz geschmückten Sarg trägt man zur Capelle vom heiligen Kreuze, und heiße Thränen vergießen die, welche ihm folgen. In dem Sarge aber liegt sie kalt und stumm, die deutsche Nachtigall.

Eine trauernde Mutter, ein verzweifelter Gatte, schmerzgebeugte Brüder und Kinder treten an die Betstühle; das Miserere ertönt, und schmerzvolles Schluchzen mengt sich mit seinen erschütternden Klängen. Dort hinter dem Gitter der Nonnen-Loge knieet eine bleiche Frau im Kleide der Cistercienserinnen, versunken in tiefes Gebet. Perlende Thränen netzen das Chorbuch, das ihre Hände krampfhaft umfassen; es ist Soror Juliana, zuvor Nina, die Schwester der Todten, welche man einst die Königin der deutschen Sängerinnen genannt.

Empfangen wie eine Souveränin, war Henriette auf dem Boden der neuen Welt erschienen; rauschende Triumphe hatte sie gefeiert — Mexico sollte die letzte Station dieses Siegeszuges sein, und es wurde die letzte Station ihres Lebens. Der Cholera-Typhus endete die irdische Laufbahn dieser königlichen Sängerin, welche das letzte Gold in ihrer Kehle geopfert, den letzten Athemzug gethan hatte für Mann und Kind.

Nur ihre Leiche brachte der trostlose Gatte nach Europa zurück, und diese bettete er in deutscher Erde, diese übergab er dem Klosterfrieden von Marienthal.

„Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, wär' ich ein tönend Erz. Die Liebe höret nimmer auf."

Diese Worte Pauli liest man an der Fußseite des kostbaren Zinnsargs, der die Reste der Gottbegnadeten umschließt. Der Sargdeckel aber zeigt schlichte Worte und Verse:

„Hier ruht in Gott Henriette Sontag, vermählte Gräfin Rossi, geb. in Coblenz 3. Jän. 1806, gest. in Mexico 17. Juni 1854.

„Dir war das reinste Erdenglück beschieden,
Kunst, Anmuth, Liebe wanden Dir den Kranz,
Nun ruhest Du in Gottes heil'gem Frieden,
Umstrahlet von des Paradieses Glanz.
Für Deine Lieben hast Du Dich dem Tod geweiht,
Des Lebens Kron' ist Dein, Dein ew'ge Seligkeit!"

* * *

Und für diese Seligkeit betete alltäglich in der Kreuz-Capelle die schweigende Schwester Juliana. Weiß wie ihr Ordenskleid war ihr Antlitz, und keine irdische Regung prägte sich aus in dessen ernsten Zügen, in diesen überirdisch-glänzenden Augen. Ihre Engelsstimme erhob sich fortan nur zum Lobe dessen, der „Alles gegeben hat und Alles nehmen darf nach seinem unerforschlichen Willen", in dessen Nähe sie Jene weiß, die sie so heiß und so stumm geliebt auf Erden.

Im September des Jahres 1879 aber sang man in der Abteikirche des Klosters Marienthal das Miserere für eine greise Schwester, welche am 22. Tage dieses Monats ihr Haupt zur ewigen Ruhe gelegt hatte. Sie hatte viel bereut, viel gesühnt und wenig gesündigt, die stille Schwester Juliana!

X.

Sanct Raphael.

Er war der Liebling des Prälaten, der Stolz des Convents, der fromme Pater Raphael. Ein schlanker Jüngling mit leuchtendem Auge und lockigem Haar, hatte er das Kleid des hl. Bernardus genommen, als ihn mit schmerzlichen Abschiedsworten die Väter der frommen Schulen aus dem Gymnasium entlassen hatten, den besten ihrer Zöglinge. In stiller Verklärung blickte er damals zu dem herrlichen Altarbilde auf, das den größten Ordensheiligen der Cistercienser im weißen Gewande an der Seite des Mönchs-Patriarchen Benedict im Angesichte der himmlischen Heerschaaren darstellte. Ihm wollte er gleich werden in strenger und stiller Tugend, in heiligem Eifer und hinreißender Begeisterung.

Raphael war das Muster, das strahlende Vorbild der Novizen. Wenn Einer von ihnen, den mehr des Lebens Noth, der Mutter drängendes Wort in die Klosterzelle getrieben, an den Fesseln der Ordensregel rüttelte oder wohl gar nach einem Pförtlein suchte, aus dem man dem stillen Frieden der Clausur entrinnen und die Freuden der sündigen Welt gewinnen könnte, da wendete sich sein Wort strafend zu den Brüdern, da erglühte sein edles Antlitz in ehrlicher

Empörung, und strenger denn je wurden seine asketischen Uebungen, um den in seiner Regel beleidigten Patriarchen des Ordens zu versöhnen. Die Lehren des Novizenmeisters genügten ihm nicht, wie ernst und eindringlich sie auch an die Ohren der jugendlichen Söhne Sanct Bernhards drangen; immer tiefer versenkte er sich in den Geist der strengen Satzungen, an denen in wechselnden Zeiten Manches gedeutelt und gemildert worden war, und beängstigt in seiner Seele, flüchtete er gar oft in die Hallen der Prälatur, um dem Vater-Abt, seinem Gönner und Wohlthäter, seine Zweifel zu offenbaren, ob er in dieser milden Uebung die großen Zwecke des Ordens erreichen könnte oder ob er nicht weiterziehen solle in ein Asketerium, wo noch die Geißel geschwungen, das Silentium, Entsagung und Entbehrung geübt werde nach den Worten des Regelbuches.

Dann lächelte wohl der weise und welterfahrene Prälat und sagte: „Sorge Dich nicht, mein lieber Sohn, nicht in der Form, im Geiste liegt die Kraft der Regel. Uebe sie nach Deinem Herzen, und jede gute That für die Menschheit, die Du in der Lehre der Jugend, in der Tröstung der Armen, in der Erhebung der Andächtigen thust, wiegt schwerer vor dem Ewigen, als der Geißelstreich, der Deinen Rücken zerfleischt und Dein Herz todt läßt. Im Uebrigen stehen Dir unseres Gotteshauses Hallen offen bei Tag und Nacht, und Niemand wehrt Dir, wenn Du mehr in Andacht und Regelstrenge thun willst als die anderen Brüder!“

Getröstet ging Bruder Raphael dann in seine Zelle und lag versunken in ernste Betrachtungen vor dem Bilde des Ordenspatriarchen, während die fröhlichen Con-Novizen im Klostergarten den Ball schlugen oder von den Wonnen der Welt plauderten, die sie verlassen hatten und nach welcher sie dennoch oft sehnend hinüberblickten über die düstere Klostermauer.

Als sich dann die weiße, weite Cuculla, das herrliche Chorkleid der Cistercienser, um Raphaels Schultern legte, als das Sterbeglöcklein läutete, und er mit den Brüdern auf sein Angesicht niederfiel, abgeschworen der Welt und ihren Freuden, als er das feierliche, ewige Gelübde in die Hände des Vater-Abts ablegte und sich den Rückweg abschnitt in die frohe Gesellschaft der Laien-Welt, da schlug sein Herz höher, und glücklicher hatte noch selten ein Neu-Profeß den Bruderkuß mit den Conventualen getauscht als Er, ein Mönch von ganzem Herzen und mit ganzer Seele. Und auch einen schöneren Mönch des schwarzweißen Ordens hatte die Stadt noch nicht gesehen als den jungen Pater, der nun vor dem Altare stand.

Manch' schönes Frauenauge blickte mitleidsvoll nach ihm, manches Thränlein glänzte verstohlen in dem Auge der holden Jungfrauen, die abermals Einen verloren sahen, von welchem sie Erlösung aus dem Jammerthale der Ledigkeit ersehnt hatten. Die Alten freilich, deren Seligkeit das Gebetbuch barg, hatten nur Thränen der Freude für ihn und umdrängten den Aloysius-Altar, auf dem er einen Monat

später den heilbringenden Segen des Primizianten, des jungen Priesters, ertheilte.

Und wie wußte er zu segnen, der junge, schöne Pater Raphael! Verklärt hob sich sein Auge zum Himmel, als wollte er alle Schätze der Gnade von oben herabflehen auf die Menschen, über die sich seine Hände dann unter dem Zeichen des Kreuzes breiteten; keinen Blick hatte er für die Person, ein Auge voll Liebe aber für Alle, die andächtig und gläubig zu ihm emporblickten und in ihm die Verkörperung der Tugend und Heiligmäßigkeit auf Erden verehrten. Und neben den Alten, die als Betschwestern von Gewerbe bei keinem so schönen Ereigniß ihrer Stammkirche fehlten, sah man während der Octav seines Primiz-Segens manchen ernsten Mann knieen, den das Vertrauen zu dem wahren, reinen Priester in die Stiftskirche geführt hatte, und manche in Seide und Sammt prunkende Dame, deren Knie sonst zurückschreckte vor dem kalten Stein des Kirchenbodens.

An keinem dieser acht Tage der Gnade aber fehlte vor dem Aloysius-Altare ein Weib von wunderbarer Schönheit. Ihr schwarzes Auge, das in seltsamem Gegensatze zu dem Gold ihrer Haare stand, blieb glühend auf den Mönch gerichtet, der, aufgehend in seinem jungen Priesterglücke, Segen mit vollen Händen spendete. Ihre Blicke schienen ihn zu versengen, und doch trafen sie ihn nicht; denn sein Auge war unverwandt emporgerichtet nach der Höhe, wo die himmlischen Heerschaaren Lob und Preis dem ewigen

Schöpfer singen. Dort lag das Land seiner Sehnsucht, seiner Liebe, und wie verlangend die Tochter der Erde auch die Strahlen ihrer Augensterne, denen noch kein Sterblicher widerstanden, nach ihm aussandte, sie prallten ab an dem Kreuze seines Meßgewandes, sie begegneten sich mit keinem leichten Blicke seines verklärten Auges. Dann wetterleuchtete es wohl manchmal in diesem schönen Frauenantlitz, und unmuthig hätte die sieggewohnte schöne Frau mit dem Füßchen den Boden gestampft, wenn sie nicht — andächtig gekniet hätte vor den Stufen des Segenaltars.

Die Octav ging vorüber, und Pater Raphael reihte sich der Schaar der Conventualen an, der jüngste nach den Jahren seines Alters und nach seinen Jahren im Orden. Wenn die Mönche in den Chorstallen des Presbyteriums Platz nahmen, die weißen Kapuzen über die Häupter zogen und im Chor das „Gloria Patri“ anstimmten, dann wandten sich die Blicke der Gläubigen wohl in erster Linie dem jüngsten und frömmsten der Brüder zu. Er saß an der Epistelseite, der letzte vor den Clerikern; sein heller, klangvoller Tenor tönte aus der Menge siegreich hervor, und übertönte mächtig die Orgel, wenn die herrlichen Worte des „Magnificat“ dahinbrausten durch die weiten Hallen der Abteikirche. Mancher der Conventualen ließ seinen Blick unter der Kapuze hervor- und hinüberschweifen ins Kirchenschiff, wo die Honoratioren der Stadt am Sonntag der Vesper beiwohnten und die Damen im schönsten Sonntagsschmuck

in den ersten Reihen paradirten: Pater Raphael hatte keinen Blick für diese profane Welt in dem Hause Gottes; sein Herz lag in dem Worte, das er sang und sein Blick ruhte auf den goldenen Versen des Choralbuchs oder auf dem Bilde St. Bernhards, seines Vorbildes und Patriarchen.

Auch sie war da, die schönste der Schönen: ein kostbares Gebetbuch ruhte in ihren Händen, ihre Augen aber streiften von den frommen Sprüchen mit glühender Andacht immer und immer wieder nach den Chorstallen hin und blieben haften an dem durchgeistigten, verklärten Antlitz „Sanct Raphaels", wie die Stadt bereits mit leisem Spott und doch auch nicht ohne ernste Bewunderung den jüngsten der Stiftsherren nannte.

Und nicht unbemerkt blieben die glühenden Pfeile, welche aus diesen Augen nach den Sitzen der psallirenden Mönche gesandt wurden. Pater Athanasius, der Kellermeister des Convents, dessen Blick nicht nur wohlgeübt in der Erforschung der schwierigsten Charaktere des edlen Rebensaftes war, sondern auch außerdem so Manches zu sehen pflegte, was nicht seines Amtes war, hatte bei der letzten Vesper einen jener Pfeile schmunzelnd aufgefangen und darüber ganz vergessen, mit seinem schnarrenden Baß das Lob Gottes zu verstärken, das eben der Mund des Vater-Abts intonirte.

Ihm galt er nicht, der versengende Strahl jenes Witwenauges, das erkannte Athanasius sofort, denn die Sünde sträflicher Eitelkeit fehlte in dem nicht un-

beträchtlichen Register der Anklagen, welche er bei jeder Beichte vor dem frommen Pater Spiritual gegen sich zu erheben hatte. Sein alterndes Herz war zwar keineswegs gewappnet gegen die unberechenbare Gewalt weiblicher Waffen; die immer stattlichere Rundung seines wohlgepflegten Leibes aber und die malerische Färbung seines Antlitzes, deren Ursprung er anzüglichen Fragen gegenüber gern auf die allzu würzige und angreifende Kellerluft zurückführte, hatten ihn längst aus der Reihe der „Adonise“ gestrichen. Daß sich eine so reizend conservirte Wittwe in den allerbesten Jahren in seine rundliche Körperlichkeit verschauen werde, das galt seinem nüchternen Sinn vollkommen unwahrscheinlich.

Der Pfeil war auch auffallend weiter nach rechts geflogen. Sollte so ein vorlautes Novizlein oder einer der fürwitzigen Cleriker, die das Studium der Gottesgelehrsamkeit betrieben, so glücklich sein? Nein, auch das nicht. Aber nebenan war das Ziel, das wußte er nun gewiß. Sanct Raphael! Ja, Niemand Anderer als Er war der Auserwählte!

Nicht ohne leise Regung des Neides blickte Athanasius, die Kapuze ein wenig vom Ohre streifend, hinüber. Da saß und sang er, der ahnungslose Engel, kalt und todt gegen alle Welt, die nicht einstimmte in den Jubelruf: Gloria patri et Filio et Spiritui sancto!

Gern hätte der scharfblickende Kellermeister eine boshafte Bemerkung gegen seine Nachbarn fallen lassen; griesgrämig aber saßen die da, der hagere

Pater Novizenmeister mit dem gelben, asketischen Angesicht, und der taube Pater Stephanus, dem man die Bosheiten hätte ins Ohr hineinschreien müssen, daß sie die ganze Welt gehört und verdammt hätte. So mußte er sie in sein Herz verschließen, und erst im Refectorium nach dem Dessert, als er seines Amtes gewaltet und ein Fläschchen vom Besten seines würzigen Inhalts beraubt hatte, schlängelte er sich von seinem Sitze in die ziemlich entfernte Gegend der „Junioren" und nahm den „heiligen Raphael" aufs Korn.

Der junge Pater hatte einen instinctiven Widerwillen gegen den Pater Kellermeister, dessen rothglühendes Näschen empfänglicher für die Wohlgerüche des Weinfasses als für jene des Weihrauchfasses war, dessen Mund mit besonderem Eifer von weltlichen Discursen überquoll, während ihn die erhebendsten geistlichen Lesungen nur in sanften Schlummer zu wiegen vermochten. Was wollte dieser Bruder heute von ihm? Keinen frommen Rath, das sagte das faunische Lächeln auf seinem rundlichen Angesicht.

„Gratulire, ehrwürdiger Bruder," nahm Athanasius das Wort. „Ihr habt ja erstaunlich viel Glück bei den sündigen Töchtern Eva's und gebt doch blutwenig darauf? Na, na, nur nicht so grimmig, junger Mensch! Schöne Weiber sind sozusagen auch Creaturen des Himmels, und das Anschauen verbietet kein Capitel unserer heiligen Regel. Warum sollten aber die Weiber selbst unser Einen nicht anschauen, wenn sie ihre Freude daran

finden? Und eine der schönsten — will nicht sagen sündigsten — Töchter Evens hat Euch in's Auge gefaßt, stark in's Auge gefaßt, Herr Bruder, so lange Ihr gestern in der Vesper saßet. Hattet natürlich keinen Blick für die arme Creatur, aber unsereiner hat ein Herz im Leibe und vergilt Sympathie nicht mit Grobheit."

Athanasius hätte noch weiter gefrevelt, aber mit einem Augenaufschlag des Entsetzens und einer kühlen Verbeugung, welche eine Welt voll Verachtung andeutete, hatte Raphael die Flucht ergriffen. „Apage Satanas", hätte er gerne gerufen, aber Athanasius war ihm zu weit voraus an Ordensrang, daß er es wagen durfte, seine Gesinnung in so kräftige Worte zu kleiden.

Trotzdem waren die Worte des Pater Kellermeisters nicht ganz verhallt im Ohre des „heiligen Raphael". Auch ein „Heiliger" hat ein Kämmerlein in seinem Innern, wo der sündige Mensch wohnt, und wäre es auch nur die Sünde der sträflichen Neugier, eine Kleinigkeit von Adams und der Eva Sündenschuld bleibt in dem besten Exemplar ihrer Nachkommenschaft immer zurück. Mit heroischem Muthe zwingt Raphael jene Regungen nieder; keinen Blick sendet er auf die Schaar der Beter, wenn er am Altare steht und mit dem „Dominus vobiscum" sich zum Volke wendet. Sein Auge schließt sich, wenn sich seine Hände zum Segen ausbreiten, und ängstlich weicht er dem Confrater Athanasius aus, so oft er

im Convents-Gange, im Refectorium oder in der Sacristei seine Pfade kreuzt.

Am nächsten Sonntag sitzen die Conventualen abermals im Chor und preisen den Herrn. Tiefer als sonst hat Pater Raphael die weiße Capuze über sein lockiges Haupt gezogen, gründlicher denn je vertieft er sich in das Chorbuch, und heller denn je tönt sein Tenor aus dem Chor der Mönche heraus.

Dort an dem Gitter, welches Presbyterium und Kirchenschiff trennt, kniet abermals sie und kann — so meint die ahnungslose Nachbarschaft — ihren Blick nicht losreißen von dem verklärten Antlitz Sanct Bernhards auf dem Altarbilde. Mit jenem Geschick, das nur holde Frauen auszeichnet, wendet sie aber unbemerkt Ziel und Richtung dieses Blicks, und wieder ruht er versengend auf dem jüngsten der Capitulare.

Raphael ist stark und dennoch kann er heute die andächtige Sammlung nicht finden, welche ihm nie gefehlt hatte, so oft er ehedem das Lob des Herrn gesungen. Immer muß er der frevelnden Worte denken, mit denen Athanasius ihm genaht war, und der — Evastochter, von welcher dieser gefabelt hatte. Sollte es in Wahrheit eines dieser Geschöpfe wagen, den Diener des Herrn in der Stunde des Gotteslobs zu bedrohen?

Ein leichter Aufschlag des Auges kann ihn aufklären über die Thatsache und die Größe der Gefahr — soll er ihn wagen? Und — gerade erheben sich die Capitulare und werfen die Capuzen zurück vom

Haupte — da läßt Raphael unwillkürlich den Blick gegen das Kirchenschiff schweifen. Er schlägt ihn wieder nieder, kaum daß er ihn erhoben, und Purpurröthe färbt die Wangen seines Antlitzes, welches der weiße Chormantel malerisch umrahmt.

Er hat sie gesehen und die versengende Gluth ihres Auges empfunden. Hat er die Herrschaft verloren über sein Herz, ist die Flamme der Gottesliebe, die er so andachtsvoll gehütet, erstorben in seiner Brust?! Entsetzt empfindet er, daß seine Gedanken den Weg zum Ewigen verloren haben, daß der Geist von den Worten entwichen scheint, die er singend im Chore erschallen läßt, und die er einst begeistert mitgefühlt hat in seinem Busen! Verzweifelt sendet er einen flehenden Blick zu dem Bilde empor, vor dem er so oft gekniet und Rath erbeten für das Ordensleben, zu dem Bilde des Ordensstifters St. Bernhard. Und scheu läßt er den Blick wieder sinken: ist es nicht, als ob der Heilige, dessen Augen streng und sinnend auf seinen Söhnen ruhen, tadelnd und strafend niedersähe auf ihn, der ihn eine Minute vergessen konnte um eines sündigen Blickes willen?

Verwirrt hält Raphael inne in dem Lobe Gottes, verwirrt blättert er in den Psalmen und sieht nicht, wie die Anderen die schweren Bücher und die Sitze zuklappen und aufbrechen nach den letzten Versen, nach dem Segen des Prälaten. Da klopft es leise auf seine Schulter, und erschrocken blickt er in das faunischlächelnde Antlitz Athanasii, des kellerkundigen Confraters. „Also doch, lieber Mitbruder im Herrn,

also doch!“ flüstert ihm der Schreckliche mit behaglichem Spotte in's Ohr, „wußt ich's doch, daß so etwas festsitzt und zündet, ehe sich der Heiligste dessen versieht — viel Glück, aber auch Achtung, carissime! Ist ein verteufeltes Weib, diese feurige Wittib, wenn man sich von ihr verbrennen läßt und nicht löscht, ehe es zu spät ist!“

Raphael hört ihn kaum. Beschämt folgt er den Conventualen, eilt in seine Zelle und wirft sich in inbrünstigem Gebete nieder vor der Madonna, der Patronin dieses mönchischen Heims. Eine Stunde wohl kniet er dort, dann versenkt er sich in die Bücher der Wissenschaft, hat ihn doch der Vater-Abt für das Lehramt ausersehen und große Hoffnungen auf das reiche Talent gesetzt, das sich bei ihm mit der wahren Frömmigkeit des Ordensmannes paart. Aber er findet die Sammlung nicht, die Zerstreuung nicht, welche er sucht. Aus dem Antlitz der Madonna leuchten ihm die Feueraugen der Witwe entgegen, welche ihn im Hause Gottes frevelnd angeblickt; auf jeder Seite der unsterblichen Werke, in deren Studium er so oft geschwelgt, prägen sich ihre Augen aus; sie verfolgt ihn in seinen Träumen, welche ihm einst nur Bilder idealer Seligkeit vorgaukelten. Wenn sich die Brüder im Capitelsaale zur ernsten Meditation versammeln, bleibt er — einst der Eifrigste in jeder Stunde andächtiger Betrachtung — mit seinen Gedanken den heiligen Gegenständen fern, die der Pater Spiritual und der Vater-Abt erwägen und erörtern, und schmerzbewußt nur schlägt er an seine Brust,

wenn von den sündhaften Regungen des Menschenherzens, von den Gefahren gesprochen wird, mit welchen die Hölle den Verlobten der heiligen Jungfrau, den durch das ewige Gelübde gebundenen Ordensmann, bedroht.

Er will sie fliehen, diese Gefahren. Im stillen, einsamen Oratorium des Prälaten, nicht mehr in den Hallen der Stiftskirche liest er mit Erlaubniß des besorgten Oberen seine Frühmesse; dem öffentlichen Chor, sonst einer Erbauung und Erhebung für ihn, entzieht er sich unter dem Vorwand körperlichen Leidens. Der Klostergarten, in dessen entferntesten Lauben er sonst so gern studirt oder fromme Betrachtungen gepflogen, sieht ihn wochenlang nicht, weil sich in die schattigen Alleen und Rosengänge so oft die neugierigen Stadtfräulein verirren, um den stillen Klosterfrieden zu stören. Und dennoch hat er sie nicht vergessen, die er mit Einem Blicke seines Auges gesehen, dennoch weicht sie nicht aus seinem Gedächtniß, aus dem Herzen des Mönchs und Priesters!

Sie selbst aber hat beinahe verzweifelt an dem Siege über diesen Engel im Mönchskleide. Von der Fünf-Uhr-Messe bis zur „Neuner-Messe" saß und kniete sie in der Kirche der Abtei; so oft die Sacristeiglocke läutete und ein neuer Priester mit Kelch und Meßgewand herausschritt, blickte sie sehnend aus — Alle kamen, nur Er nicht, den sie suchte, nach dem sie verlangte mit der verzehrenden Gluth ihrer Leidenschaft. Erröthend sah sie den boshaften Blick des Pater Kellermeisters, der am Altare der heiligen

Scholastica die Messe las, beim Dominus vobiscum auf sich gerichtet — er wußte, was sie so fromm machte und versäumte nicht, bei dem Rückzug in die Sacristei ihr mit spöttischem Lächeln seine Wissenschaft zu bekunden. „Pater Raphael ist krank," sagten die Betschwestern, welche die Tages-Chronik des Klosters versahen, mit ehrlichem Bedauern, denn so schön und so lang las keiner die Messe, so wirksam segnete keiner, als er. Wie gern hätte sie dem Kranken nachgefragt, wem aber sollte sie die Frage vorbringen, ohne schweren Verdacht auf sich und auf ihn zu laden, dem die böseste Zunge kein Fehl nachzusagen wußte?

Wochen vergingen, und Pater Raphael blieb unsichtbar in der Kirche der Abtei. Besorgt sahen die Brüder die Wandlung in seinem Wesen, von dem der Ausdruck seliger Verklärung, himmlischer Zufriedenheit gewichen war; besorgt sahen sie den scheuen Blick seines Auges, das einst so klar war wie der Krystallquell des Berges, so rein wie das Blau des Himmels. „Er studirt und betet zu viel," meinte Pater Placidus, der Meister der Küche, „und hat kein Verständniß für die unschuldigste Freude des Lebens, welche noch Niemandem die Pforten des Himmelreiches verschlossen hat. Das delicate Rindsfilet, meine letzte beispiellose Erfindung, die sogar dieser nichtswürdige Athanasius ohne Bosheit verschluckt hat, ist an ihm vorübergegangen, ohne seine Gabel zum leisesten Attentate aufzureizen. Das ist denn doch mehr, als unser Herrgott und Sanct Bernhard von einem ehrlichen Klostermann verlangen! Thut mir leid um ihn —

wäre sonst ein braver Confrater und eine Zierde unseres ehrwürdigen Stifts!"

Athanasius lächelt dann wohl; er weiß mehr als Alle, aber er schweigt, denn selbst er kennt keine Mißgunst gegen den armen Bruder. Auch der Abt läßt seinen Blick oft forschend auf dem jungen Mönche ruhen, den er in sein Herz geschlossen. Er kennt die Welt und ihre allgegenwärtigen Gefahren: er dringt in ihn mit Fragen und Bitten, um den Grund seines Kummers, seiner Verwandlung zu erkunden. Schweigend steht der Pater vor ihm, und er, der einst kein Geheimniß vor dem Vater der Klosterfamilie hatte, findet kein Wort der Erklärung. Tadellos ist er in der Erfüllung der schwersten Pflichten, einsamer denn je haust er in der kleinen Welt seiner Zelle, und nur die Officien in der Oeffentlichkeit flieht er ängstlich und beharrlich . . . . . .

* * *

Die Osterzeit naht. Strenger verschließen sich die Mönche in der Clausur, und ein Pater der barfüßigen Carmeliter hält scharfe Exercitien in der Charwoche für die Conventualen des Cistercienserstifts. Mit Zerknirschung nimmt Raphael Theil an den geistlichen Uebungen; bei Tag und Nacht kniet er im Oratorium und Capitelsaale unter den Brüdern, und sogar die Geißel, welche die mildere Deutung der Zeit längst außer Gebrauch gesetzt hat, holt er hervor, um sich zu kasteien für seine sündigen Gedanken. Und dennoch schwinden sie nicht, und die

Belialstochter weicht nicht aus den unheiligen Phantasien, welche die schönsten Worte des asketischen Carmeliters nicht beschwören.

Am Gründonnerstag versammelt sich der Convent im Festsaale der Prälatur zu einer erhebenden Ceremonie, deren Uebung sich seit Jahrhunderten fortgeerbt hat im Orden und im Kloster. Dem Beispiele des Heilands folgend, der sich selbst zum Knechte erniedrigt und seinen Jüngern knieend die Füße gewaschen hat, ladet der Abt zwölf der würdigsten Greise des Ortes zum heiligen Mahle, um ihnen bei Tische zu dienen und die Füße zu baden mit seinen eigenen Händen. Im schlichten, sauberen Pilgergewande, den Muschelhut am Gürtel, das Silberhaar sorgsam gekämmt, nahen die Greise — sie mögen zusammen wohl eintausend und mehr Jahre des Lebens zählen, geleitet von den Ihren, dem Prunksaale der Abtei. Mächtige Körbe mit Eßgeschirr tragen die Enkel und Enkelinnen hinter ihnen, und stellen sie hinter den Stühlen der Alten auf, welche an diesem Tage stolz an der Tafel „des gnädigen Herrn", des hochwürdigsten Prälaten, sitzen und staunend die Pracht erblicken, welche sie umgibt. Da ziehen sie einher, die Conventualen: der jüngste Novize voran mit dem Kreuze, nach ihm die Uebrigen, welche noch kein Gelübde auf ewig bindet, deren Scapulier noch emporgeheftet ist, um erst am Tage der Profeß frei herabzufallen über den Habit, dann die Professen (die Mönche mit feierlichem Gelübde) und endlich, umgeben von seiner Assistenz, die Inful

(Bischofsmütze) auf dem Haupte, den kostbaren Hirtenstab in der Hand, der Prälat. Ernst und feierlich tönt die Orgel herüber von der Kirche, Weihrauchduft mengt sich mit dem würzigen Duft köstlicher Gerichte, und ehrfurchtsvoll neigt die Menge, welche den Saal und die Galerien füllt, die Häupter vor dem würdigen, milden und edelmüthigen Gebieter der Abtei, unter deren Prälaten-Krummstab das Volk der Stadt seit Jahrhunderten „gut gewohnt" und friedlich gelebt hat.

An diesem Tage ist die Clausur aufgehoben im Stifte. Frei verkehren die Laien in den gottgeweihten Hallen, und selbst den Damen, welche der ernste Spruch „Pax Dei" sonst fernhält der klösterlichen Stille, öffnet der Pförtner heute schmunzelnd die Gitterpforte der Clausur-Räume. Und freudig machen sie Gebrauch von diesem Tage der Ausnahmen. Neugierig huschen sie umher in den weiten Gängen, neugierig mustern sie die Zellen der Capitulare, welche die Stadt als Heroen der Kanzel und als Lehrer an der Lateinschule verehrt.

„Wie sie nur bestehen können, diese armen geistlichen Herren," meint Fräulein Alexandrine, die den Backfisch-Jahren längst entwachsene Tochter des Herrn Bezirksrichters, „ohne die ordnende Hand eines liebenden Weibes?!"

„Scheint ihnen nicht übel anzuschlagen," antwortet Papa, mit einem Blick in eine offene Zelle, „habe mein Lebtag nicht soviel Ordnung gehabt, wie so ein armer geistlicher Junggesell, von dem Tage natür-

lich abgesehen, wo Ihr Weibsbilder den Fuß da hereinsetzt und das ganze Kloster auf den Kopf stellt!"

Unter denen, welche an diesem Gründonnerstage die Schwelle der Clausur überschritten haben, ist auch die fromme Beterin, die schönste Wittwe der Stadt. An einer Säule des Prälatensaales, welche der Zug der Mönche passiren muß, lehnt sie, die dunklen Augen auf die Conventualen gerichtet, welche ernst und feierlich einherschreiten. Da ist er, der „heilige Raphael", wie die Leute sagen: er dient als Akolyth dem Abte; das weiße Rochet (Chorhemd) fällt zierlich gefaltet über den weißen Habit und das schwarze Scapulier; bleich, kummervoll aber scheint sein Antlitz, unstet wandert sein Blick im Saale herum, bis er das Ziel findet, das er gefürchtet und doch — gesucht hat. Purpurröthe färbt seine Wangen, unsicher wird sein Schritt . . . .

Der Zug hält an dem Altartischchen des Saales. Unter dem Beistand seiner Assistenten legt der Abt die prunkvollen Pontificalgewänder ab; im einfachen Ordensgewande, durch die goldene Prälatenkette und den blitzenden Brillantring am Finger nur unterschieden von seinen „Söhnen", naht er den Greisen. Der Diacon reicht ihm das Wasser, der Subdiacon das Handtuch, und knieend, ein Knecht der Knechte Gottes, verrichtet er das demüthigende Werk der christlichen Nächstenliebe an den Armen, während der Sängerchor des Stiftes auf der Galerie, den himmlischen Heerschaaren gleich, mit ergreifenden Tönen das Lob des Herrn singt.

Dann besteigt Raphael die Lesekanzel und entfaltet das Evangelium des Tages. Der Abt aber entnimmt den dienenden Brüdern die Schaugerichte, stellt sie auf die Tafel und reicht seinen greisen Gästen von den übrigen Speisen, welche für sie aufgetragen werden. Tiefe Rührung übermannt die Alten; sie berühren nur die köstlichen Gerichte; mächtige Portionen aber werden von den Laienbrüdern in die Körbe der Enkel geschichtet: Backfisch und Bratfisch (es ist ja Fasttag), Kuchen und Torten, und in einem zierlichen Säckchen, das jedem in die Tasche des Pilgerrockes gesteckt wird, klingen blanke Silbergulden.

Das Evangelium mit der Passion ist gelesen — die Stimme Raphaels klang heiser und bebend an diesem Tage — die Tafel ist aufgehoben, beglückt beten die Greise das Dankgebet für die reichen Gaben, welche ihnen beschieden wurden. Der Abt bedeckt sich mit der Inful und ergreift das Pedum, den Hirtenstab, mit dem er seine geistliche Heerde regiert, und wieder ordnet sich der Zug der Conventualen zum Abgang in den Convent.

Raphael schreitet dem Abt zur Seite. Als der Zug an der Säule vorüberbiegt, an welcher — von dem scharfblickenden Pater Athanasius leicht erspäht und boshaft belächelt — die holde Wittwe steht, bleibt der junge Mönch, gedrängt von der Menge, etwas zurück hinter dem Oberen. Da fühlt er den Feuerblick des Weibes sein zagendes Auge versengen, ihren glühenden Odem fühlt er an seinem Antlitz und in seine Rechte legt sich ein winziges Billet, das

er — entsetzt und rathlos — unter Chorhemd und Scapulier in dem Cingulum birgt, welches den Habit gürtet. Und bewußtlos fast, wankt er einher hinter dem Zuge. Keinen Blick sendet er zurück, noch immer aber fühlt er den Gluthstrahl ihres Auges, den berückenden Duft, den ihr Wesen ausströmt. Die weiten Hallen des Kreuzganges, in denen er so oft friedlich und glücklich gewandelt, werden ihm zum unheimlichen Kerker, und der goldene Spruch, der über der Pforte zur Clausur prangt, „Pax Dei“ (der Friede Gottes), dünkt ihm bitterer Spott und Hohn für den Unfrieden seines Herzens.

Noch einmal kämpft er einen schweren Kampf in der Einsamkeit seiner Zelle. Soll er das Briefchen, das der geweihte Gürtel des Ordenskleides birgt, der zerstörenden Flamme überliefern, soll er die Worte vernichten, welche die Hand des Weibes geschrieben, das ihm die Ruhe seiner Seele genommen? Langsam und zagend nimmt er den Brief unter dem Cingulum hervor und nähert sich dem Kamine.

Aber betäubender Duft entströmt dem Billet und nimmt seinen Sinn gefangen, anders wie der Duft des Weihrauchs, den allein er ehedem mit himmlischem Behagen eingesogen, der ihn emporgehoben in die Regionen der Seligkeit und des Himmelsfriedens.

Dieser Duft zaubert ihm den Dämon zurück vor die Augen, der sich siegreich zwischen ihn und das ewige Gelübde gestellt hat, welches er geschworen; er vermag es nicht, zu zerstören, was von der Hand

dieser Teufelin gekommen, deren Bild sich frevelnd an die Stelle der Madonna gesetzt hat, die allein bisher die Königin seines Herzens gewesen.

Auf seinem Studirtisch, tief unter den Werken, deren Ergründung ihm den Weg zum Lehramt öffnen soll, begräbt er den Brief — er soll nicht vernichtet, aber auch nicht gelesen werden. Könnte er mit ihm nur auch das Bild begraben, das sich eingeschlichen hatte in sein Herz und seinen Sinn — dann wäre Alles vorüber, und zurückgegeben wäre ihm der verlorene Friede Gottes!

Ernster und dringender treten an ihn die Pflichten des Standes heran, dem er sich vor Jahren mit ganzer Seele geweiht; Orden und Abt erwarten von ihm die herrlichen Früchte, welche sein reiches Talent, sein reicher Geist tragen muß.

„Nicht alle der Brüder, welche sich hier um mich versammelt," spricht der Abt beim nächsten Capitel, „sind einhergewandelt auf den Spuren unseres heiligen Stifters; nicht Alle haben die Gebote der Regel gehalten und die Erwartungen erfüllt, welche ich an ihre Aufnahme in dieses Haus der Andacht und der Arbeit knüpfen durfte. Ich will nicht reden von denen" — Seitenblick auf den frommen Pater Kellermeister, der mit mühevoller Andacht und gesenktem Auge dem Sermon des Prälaten lauscht — „welche den Tempel des Herrn zum Wirthshause erniedrigt haben und sich lieber in die Geheimnisse des Stiftskellers als in die Mysterien unserer heiligen Religion vertiefen. Von diesen rede ich, wie gesagt, nicht.

Zu meinem Schmerze aber mußte ich auch bei Anderen, an denen einst kein Falsch und Fehl war, eine Wandlung bemerken, welche mein väterliches Herz mit tiefem Kummer erfüllt. Ich nenne die Namen nicht, aber mein Blick dringe in die Seelen dieser Söhne und erhebe sie wieder, erfülle sie mit heiligem Eifer und gemahne sie an die Aufgaben, die sie zu vollenden haben, zur Ehre Gottes und unserer alten Abtei."

Der Blick hatte sein Ziel getroffen; er war strafend zu dem gedrungen, für den einst und noch jetzt lebhafter denn je das Herz des Prälaten schlug, ja, in welchem er seinen würdigen Nachfolger zu erziehen gedachte.

Auch die Brüder erkennen die Bedeutung der äbtlichen Worte. Theilnahmsvoll blicken sie auf Raphael, der keinen Feind und keinen Neider im Convente hat und den sie nun in räthselhafter Weise erkalten sehen in der Erfüllung seiner Pflichten. Er, einst der Eifrigste von Allen, fehlte nun mehr als einmal der Woche bei Chor und Meditation. Im Refectorium ließ der Prälat wiederholt seinen Blick kummervoll auf dem leeren Platze Raphaels ruhen, und wenn er anwesend war im Kreise der Brüder, so schlich er sich weg, sobald das Amen des Dankgebets verklungen war nnd die Conventualen zu heiterem Zwiegespräch näher aneinanderrückten. Verschwiegen begrub er sich in seiner Zelle, aber nicht die Wissenschaft fesselte ihn, wie wohlmeinende Confraters mitleidsvoll urtheilten, denn vergebens

hatten bei dem letzten Examen die Professoren des hoffnungsvollsten Lehramtscandidaten geharrt, auf den sie bauten, des frommen Pater Raphael.

Fremd wird er im Stifte, und doch ist er noch tapfer und schuldlos. Noch ruht das Briefchen der Wittwe begraben unter den Schätzen seines Schreibtisches, aber der Duft, den es ausströmt, hat sich nun all' diesen Schätzen des Wissens mitgetheilt; er verwirrt die Sinne des Mönches, wenn er muthvoll in die Tiefen der Folianten vordringt. Der Heldenmuth, mit dem er es verschmäht, die Worte des Briefes zu lesen, ist vergebens: sein Herz ist dem Zauber verfallen, der ihn umstrickt.

Der Unfriede seiner Seele treibt ihn aus der Zelle; hinaus in die fernsten Alleen des mächtigen Klostergartens lenkt er den Schritt. Die Kapuze über dem Haupte, die Hände begraben unter dem schwarzen Scapulier, den Blick gesenkt, wandelt er zwischen den grünenden Beeten. Verwundert sehen die munteren Cleriker und Novizen, welche hier — dem grämlichen Schelten des Magisters entrückt — ein Stündlein lachen und scherzen und aufathmen von den Freuden der Dogmatik, die ungewohnte Erscheinung. Raphael ist nie ein Freund ihrer sorglosen Freude, nie ein Gönner ihrer harmlosen Scherze gewesen, noch strenger aber hat er sich ihnen verschlossen in den letzten Wochen. Sie bindet ja keine Fessel des ewigen Gelübdes, ihnen ist noch kein Schloß gelegt vor die Kammer ihres Herzens — er neidet ihnen den heiteren, harmlosen Sinn, die goldene Freiheit ihrer Seele.

Unwillkürlich halten sie in ihrer Fröhlichkeit inne und lassen mit scheuer Verbeugung den einsamen Capitular passiren.

In weitem Bogen umgeht Raphael das Gartenhaus, in welchem Athanasius und der Nährvater des Stifts, der runde Pater Provisor, bei einem Humpen schwarzen Augustiner-Bräus ihr Abend-Spielchen machen. Wie hatte er sie einst verdammt wegen dieser bösen Leidenschaften, auf welche die Kirchenväter strenge Verbote gesetzt hatten — war er heute im Recht, wenn er tadelte, er — selbst erliegend unter der Last sündiger Gedanken!

Tief aufseufzend läßt er sich auf der Bank nieder, über welcher sich die alte Linde, gepflanzt von Isfridus, dem berühmtesten Abte des Stiftes, schützend wölbt. Da fühlt er, entsetzt und beglückt zugleich, in bestrickender Nähe den Zauber, der ihn seit jenem verhängnißvollen Sonntag gefangen hält: eine zarte Hand legt sich warm auf die seine und flüsternd tönt es an sein Ohr: „Wie glücklich bin ich, daß Sie gekommen — fast verzweifelte ich daran; schon eine Stunde harre ich Ihrer, um die Zudringlichkeit abzubitten, deren ich mir schwer bewußt bin!“

Raphael versteht sie nicht: er will aufspringen und davoneilen, entrinnen seinem Schicksal — aber wieder tönt es mit berückender Melodie an sein Ohr: „Bin ich eine gar so arge Sünderin, frommer Pater — warum kamen Sie dann, wie ich Ihnen geschrieben? Gebietet nicht die Pflicht dem Priester, das Herz derer zu erleichtern, die sich bange und

bedrückt fühlen? Regt sich in dieser frommen Seele nicht das Mitgefühl mit einem armen Weibe, das sein Ideal nie erreichen kann, das sein Glück dem Himmel entreißen müßte, wenn es ihr gegönnt werden sollte, mit einem Weibe, das sterben muß, weil es nicht lieben darf?"

Der Mönch antwortet nicht. Umsonst waren die Kämpfe seiner Seele, vergebens die Standhaftigkeit, mit der er jenen Brief ungelesen vergraben: sein Schicksal erfüllte sich. Es hatte ihn zu derselben Stunde an diesen Platz geführt, welche das Weib bezeichnet hatte, zur Stunde des frevelhaften Stelldicheins: das Netz umstrickte ihn, und er, der starke Kämpe Gottes, fühlte sich zu schwach, es zu zerreißen.

Niemals in seinem jungen Leben war er einem Weibe gegenübergestanden wie jetzt. Er hatte sie im Beichtstuhle und vor dem Altar zu seinen Füßen gesehen: ohne aufzublicken, hatte er, wenn durch das Gitterfensterchen des Beichtstuhls die Geheimnisse frommer Weiberherzen an sein Ohr drangen, den Worten gelauscht, sie kalt und streng nach der Schwere der Sündenlast gewogen und nach ernster, eindringlicher Mahnung zur Wandlung und Umkehr den Freispruch, die Vergebung bringende Absolution gespendet. Fremd schienen ihm die Leiden, von denen er damals hörte. Erhaben fühlte er sich über das niedrige, kleinliche Menschentreiben, über dieses Wirrsal von Leidenschaft und Laster, und glücklich pries er sich, wenn sich seine Hand segnend über die Absolvenden breitete, daß er den rechten Weg zum Erden-

frieden, in die Stille der Klostergemeinde gefunden hatte. Damals ruhte wohl bewundernd und neidvoll manches Frauenauge auf diesem jungen und doch so ernsten Richter, dessen Herz gepanzert gegen die Künste des Satans schien. Und nun erkannte er schaudernd, daß er hinabgestiegen, hinabgezogen worden war in dieses irdische Getriebe. Er war schwach geworden wie Jene, er selbst hätte nicht mehr bestehen können vor seinem eigenen Richterstuhle!

Mit sanfter Gewalt hält die schöne Wittwe die Hand fest, die sich ihr in schwachem Widerstand zu entziehen sucht, mit leidenschaftlicher Gluth schildert sie dem Priester die Bedrängniß ihres Herzens und ruft ihn zu ihrem Richter an, zum Vollstrecker der Strafe, deren sie sich schuldig gemacht. Sie erkennt die Größe dieser Schuld, aber sie hofft auf die Milde des Richters, in dessen verklärtes Auge sie so oft sehnend geschaut, wenn er es an geweihter Stätte, nicht achtend die Menge, erhoben. Sie erkennt die Verwegenheit und Unziemlichkeit des Schrittes, den sie hier gethan, Einmal aber mußte sie — so flüstert sie bebend — das aussprechen, was ihr Herz erfüllt, die Hand des Mannes fassen, dem sie sich in leidenschaftlicher Bewunderung ergeben fühlt . . . . .

Gut wählt sie die Worte, und keines verfehlt den wohlgebahnten Weg zu dem arglosen Herzen, dem sie gelten. Er hört, verzeiht und entflieht nicht, wie es der Schwur gebietet, den er in die Hände des Abtes geleistet, als er sich mit ewigem Gelübde dem heiligen Orden verbunden. Mahnend tönt vom

Marienthurme der Abtei die Glocke, welche zur Complet, der letzten Chorstunde des Tages, ruft, — Raphael hört sie nicht; mahnend tönt das Ave-Glöcklein und es verklingt wie der Sang der Mönche, Raphael aber fehlt im Oratorium und Refectorium, zur Bekümmerniß des Abtes, der die Häupter seiner Lieben zählt und das liebste nicht unter ihnen sieht.

Der Abend senkt leise seine Schatten nieder auf die Baumriesen des uralten Klostergartens, dunkel wird es in den weiten Alleen; da huscht die weißschwarze Gestalt eines Mönches dahin: eine tiefverschleierte Dame geleitet er zu dem verborgenen Pförtchen, das vom Kloster- in den Pfarrgarten führt. Dort findet sie unbeachtet den Weg in die Stadt. Und scheu, die Kapuze tief niedergezogen auf die Stirne, eilt Raphael zurück nach der Clausur.

* * *

Und wieder sammeln sich die Profeß-Brüder des Stiftes in den ehrwürdigen Hallen des Capitelsaales zur ernsten uud feierlichen Berathung.

Auf seinem erhöhten Sitze thront, umgeben von den Senioren des Capitels, der Abt, und rings umher sieht man die Mönche nach dem Range und Alter im Orden. Ernst blicken sie Alle; selbst der röthliche Pater Kellermeister, dem sonst der Schalk in den kleinen Aeuglein sitzt, scheint den Humor in seiner Zelle vergessen zu haben und wetteifert an Grämlichkeit mit seinem Nachbar, dem gestrengen Prior, der heute keinen Blick von dem herrlichen

Deckengemälde wendet, welches seit Jahrhunderten den gothischen Saal ziert. Die Gottesmutter, unendliche Milde und Güte im Antlitz, ruht, umringt von himmlischen Heerschaaren, auf hohem Wolkenthron und bekleidet ihren frommen Diener Bernardus von Clairveaux mit dem weiten, weißen Chormantel der Cistercienser — sie erfüllt ihn mit jener grenzenlosen Gottesliebe, ohne welche das Leben seiner Ordensfamilie verloren wäre.

Und zärtlich mild scheint ihr Blick auf dem schönen, bleichen Sohne des heiligen Bernhard zu ruhen, welcher, tiefgebeugt das Haupt, vor seinem Abt und Richter steht. „Schwere Schuld hast Du auf Dich geladen," sagt mit zitternder Stimme der Prälat, „Dich, den Stolz und die Hoffnung dieses würdigen Hauses, sehen wir bewältigt von der Macht der Hölle, umklammert von dem Verderben, verfallen unserer gerechten Strafe. Du hast das Recht verwirkt, unter uns zu stehen, mit denen Du den Bruderkuß getauscht in jener ernsten Stunde, da Du das ewige Gelübde in meine Hand abgelegt hattest. Aber nicht den Untergang des Sünders will der Himmel, sondern dessen Rettung. Darum gehe dahin und lerne bereuen; erhebe Dich von Deinem tiefen Falle in ernstem Gebete und schwerer Buße in der Gemeinschaft der Väter Capuziner, deren Kloster zu Sanct Anna Dich gastlich aufnehmen wird für die Jahre der Sühnung. Wenn Du dann reuig und geläutert wieder an die Pforte dieses Ordenshauses pochen wirst, soll sie Dir nicht verschlossen bleiben, sondern

sich aufthun und Dich einlassen in diese Hallen, welche aufgehört haben, für Dich ein Reich des Friedens und himmlischer Freude zu sein!"

Ernst und stumm verneigt sich Raphael; scheu drückt er einen Kuß auf den äbtlichen Ring an der Hand des Prälaten, und ohne den Blick zu erheben zu dem Antlitz des Greises, der mit väterlichem Kummer seinen Liebling scheiden sieht aus dem Frieden seines Klosters, enteilt er dem Kreise der Brüder.

Vergebens harrt am nächsten Morgen der gestrenge Pater Novizenmeister des suspendirten Bruders, um mit ihm die Fahrt anzutreten in das einsame und ärmliche Heim der braunen Väter Capuciner — die Zelle zum heiligen Raphael ist leer, und nirgends in den weiten Hallen des Convents und der Abtei entdecken die besorgten Patres den verlorenen Bruder — er ist verschwunden, verloren für immer! . . . . .

* * *

Die Leute schlagen die Hände über den Köpfen zusammen; vor der Kirchenpforte sammeln sich in dichten Gruppen die frömmsten und ältesten Jungfrauen der Stadt und schlagen ein Kreuz um das andere vor Empörung und Entsetzen. Jungfer Brigitta, die seit siebzig Jahren Alles miterlebt hat, was die getreue Stadt betroffen, erklärt als unerhört und niemals dagewesen, was sich zugetragen hat im Kloster.

„Er ist weg, der schöne Pater Raphael!" „Und Sie mit ihm, diese elendigliche Wittib, diese Augen-

verdreherin, diese gemalte und geputzte Person! Der arme Herr Prälat — diese Schand' und Schmach!"

Und entrüstet kniet sie an den Aloysius-Altar, wo er ehedem so schön und herzerhebend die Messe gelesen und so weihevoll gesegnet hatte, und betet einen ganzen Rosenkranz „auf die gute Meinung", daß er bekehrt und zurückgebracht werde, der schöne, heilige Raphael. Ernster als sonst nehmen die Mönche ihre Chorstallen ein — der Platz Raphaels ist leer. Und der Historiograph des Convents schreibt nach dem Chore neben den Namen des frommen Bruders Raphael ein großes Kreuz mit den Worten: „ordinem et religionem impie deseruit."*)

* * *

Wer zählt, kennt und wägt die Existenzen in dem himmelanstrebenden Zinspalaste der Residenz! Ueberfluß und Elend, Tugend und Laster, Gold und Flitter — Alles wohnt unter dem einen, an die Wolken reichenden Dache, achtlos sieht der Eine den Anderen kommen und gehen, ohne nach Rang und Namen zu fragen. Im fernsten Alpendorfe bist du nicht besser geborgen, als in den Höhen dieses mächtigen Baues.

Prachtcarossen mit gallonirten Lakaien donnern durch das Thor. Die Baronin in der Belle-Etage hat Soirée, und vornehme Gäste schreiten würdevoll die teppichbelegte, breite Treppe hinan, welche prunkvoll livrirte Haus-Officiere malerisch einsäumen.

*) „Hat den Orden und sein Gelübde gottlos verlassen."

Dort auf der Hintertreppe aber klimmt ein bleicher, ernster Mann die thurmhohen Treppen zum vierten Stockwerk hinan. Kummer und Sorge haben tiefe Furchen in sein Antlitz gegraben; die edlen Linien desselben aber haben sie nicht zu verwischen vermocht. Trübe und müde blicken seine Augen und streifen wehmüthig den verschossenen schwarzen Anzug, der seine Glieder deckt. „Magister Roller", murmelt mitleidig der Portier, „hat sich wieder einmal redlich geplagt, um dem Frauenzimmer den täglichen Braten und die seidenen Kleider zu erwerben; hat ein besseres Schicksal verdient, der arme Mensch!"

Der Magister hat die Höhe erreicht: zaghaft klopft er an die Thüre, Niemand öffnet. Er klopft nochmals, und wieder vergebens. Ein Druck nun, und er steht in dem schlichten Raum, der seine Häuslichkeit bedeutet. Leer ist das Zimmer, leer die Küche, nur im Boudoir der Dame, welcher er Alles, seine Ehre, sein Lebensglück geopfert, duftet ihm ein Billet entgegen mit den Worten:

„Es thut mir leid um Dich, lieber Raphael, aber unsere Pfade müssen sich trennen. Vergiß, was wir im Liebesrausch gethan: das Erwachen war nicht nach meinem Geschmack. Ich wohne gern niedriger und besser und bin nicht gewohnt, um trockenes Brot zu kämpfen; mein Verstand ist stärker als mein Herz, und besser für uns Beide ist's, bei Zeiten ein Doppel-Elend zu enden, das Keinem von uns Beiden Glück bringt. Sorge Dich nicht um mich — ich kenne die Welt und durchmesse sie leichter

allein, als gefesselt durch Bande, die wir leichtsinnig geschlossen und in voller Harmonie lösen können. Ich löse sie hiermit ohne Scene und gebe Dir die sogenannte Freiheit zurück, die Du mir geopfert. In Wahrheit habe ich Dir die Wege gewiesen, die Du in Deiner Einsiedelei niemals gefunden hättest und an denen doch manche köstliche Frucht zu pflücken ist. Das tröstet mich darüber, daß ich Dich durch unseren romantischen Scherz aus Deinem glücklichen Einerlei gerissen habe. Die Welt und das Weib haben Anspruch an den Menschen — warum solltest Du vergraben bleiben in Deinem Klosterthale? Adieu denn. Nimm Dir das letzte Capitel unseres Romans nicht übermäßig zu Herzen; es ist der beste Schluß für uns Beide!"

Der Magister — wir haben ihn längst erkannt — hat gelesen, und schwere Thränen perlen über seine bleichen Wangen. Die Welt und das Weib, er hat Beide kennen gelernt. Schwer sinkt sein Haupt herab auf die Brust. Zu Ende, zu Ende! Und um dieses Weibes willen hat er den Frieden seiner Seele geopfert, um dieses Weibes willen ist er in die Welt geflohen, die in ihm noch heute den Fremden sieht, die ihn ausschließt von ihren Ehren, von ihrem Glück! Er muß den Schlußpunkt finden für dieses Capitel seines Romans und seines Lebens . . .

* * *

Der mächtige Dom der Residenz füllt sich mit unübersehbaren Schaaren gläubiger, neugieriger

Menschen. Seit den frühesten Morgenstunden drängt sich die Frauen-Welt, von der alten, bettelnden Beterin bis zur parfumduftenden, in kostbare Shawls gehüllten Modedame in die Bänke, in denen es keinen Unterschied gibt zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering, die man nicht erkaufen und nicht besteuern kann: die einzige Freude, die sich der Darbende gönnen darf, ohne seiner mageren Börse zu gedenken. Man feiert das Fest des Kirchenpatrons, und ein berühmter Prediger aus dem Orden der barfüßigen Carmeliter soll das Wort Gottes verkünden an diesem Tage.

Andächtiger, inbrünstiger als sonst steigt aus den Reihen der Ehrlich-Gläubigen der Volksgesang empor, im strahlenden Glanze von tausend Kerzen prangt das weite Gotteshaus, und ein kostbarer Teppich hängt herab von der gothischen Kanzel. Da öffnet sich die schmale Pforte zu dieser, und der Prediger des Tages erscheint. Ein mächtiger Gegensatz zu dem Prunk und der Pracht des Domes ist seine schlichte, ärmliche Erscheinung. Der rauhe braune Habit mit dem breiten Scapulier und der ebenso rauhe weiße Chormantel mit Kapuze umhüllt seine hagere Gestalt, und wie er die Kapuze zurückschlägt von dem kahlgeschorenen Haupte, blickt man in ein Antlitz, in welches des Lebens Stürme und Leiden tiefe Furchen eingegraben haben: es muß schön gewesen sein vor Zeiten, denn nicht gänzlich verwischt sind seine edlen Linien, und im Glanze heiliger Begeisterung erstrahlt das leuchtende Auge.

Und mächtig dröhnt sein Wort durch die weiten Hallen des Gotteshauses. Von der Eitelkeit, dem Flitter und Tand, den Täuschungen und Enttäuschungen des Lebens spricht er, und ein Keulenschlag ist jedes Wort für die Kinder dieser Welt, welche die Mode in diese Sonntagspredigt getrieben hat. Nicht die hohle Phrase, die zierliche Floskel des Predigers ist es, was die Hörer besticht — sein Wort hat den Ton des Herzens in sich und bahnt sich mächtig den Weg zu Anderer Herzen, die es ergründet und deßhalb mit doppelter Kraft zu treffen weiß. Er malt die verderbliche Macht der Sünde, die, emporwachsend aus menschlicher Schwäche und Eitelkeit, das Glück der Seele zerstört. In die herrliche Gestalt des schönen Weibes kleidet er die Sünde, um die Macht der Verlockung, die Schwere der Versuchung zu schildern, und in dieser göttlichen Gestalt birgt sich — mit donnerndem Worte spricht er es aus — das Verbrechen, die Schuld, die List der Hölle.

In diesem Augenblick drängt sich schüchtern durch die geputzte Menge eine vornehme Dame, deren üppiger Reiz selbst den derben Mann aus dem Volke zu unwillkürlicher Galanterie zwingt. Man macht Platz in der Mittelgasse des Kirchenschiffs und mit dem holden Lächeln ihres bewußten Triumphs schreitet die schöne Beterin den geschlossenen Betstühlen zu. Da trifft sie von Neuem des Predigers dröhnendes Wort — von den Lockungen, von dem gleißenden Blicke und dem prächtigen, glatten Kleide der Schlange spricht er, welcher nur des Glaubens und der Tugend

Macht den Kopf zertreten kann. Aengstlich lauscht sie der in heiliger Erregung zitternden Stimme; einen Blick sendet sie empor zur Kanzel, und mit einem Schrei des Schreckens bricht sie zusammen.

Alles blickt und strömt nach der Stelle des Unglücks und bemüht sich um die Ohnmächtige. Auch der Mönch stockt in seinem Worte: bleicher noch wird sein asketisches Antlitz, indem sein Blick das blasse Frauenantlitz streift; mit raschem Kreuzeszeichen bricht er die Predigt ab — im Dome der Residenz aber predigt niemals mehr der entlaufene Cistercienser, der büßende Carmeliter-Mönch Raphael a Sancta Cruce!

Inhalt.

		Seite
	Einleitung	V
I.	Pax Dei	1
II.	Frater Jucundus	15
III.	Zur Compoſition, ſetzen!	29
IV.	Pater Kleophas und ſein Geheimniß	41
V.	Der Herr Prälat	59
VI.	Mode im Mönchskleid	79
VII.	Zwei Sängerknaben	95
VIII.	Der Herr General	105
IX.	Schweſter Juliana	121
X.	Sanct Raphael	147

Von **Oscar Teuber** erschienen:

„Ulrich von Hutten." Ein dramatisches Gemälde deutscher Vergangenheit. Prag 1873.

„Im Cadeteninstitut." Lose Skizzen aus dem militärischen Jugendleben. Prag 1881.

„Tschau!" Lose Skizzen aus der Militär-Akademie. Prag 1881.

Stimmen der Presse:

„Kölnische Zeitung", Köln, No. 240, 30. August 1881. Erstes Blatt. Oscar Teuber, dessen lustige Skizzen aus dem Cadeteninstitut sich eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten, hat die Verehrer militärischer Humoresken wieder mit einem allerliebsten Büchlein beschenkt („Tschau!" u. s. w.), bunte Bilder voll fröhlichen Lebens, kecken Humors und wohlthuend anmuthenden tiefen Gefühls. Die Detailmalerei erinnert nicht selten an die besten Schilderungen Hackländers, mit dem Teuber die schätzbaren Eigenschaften gemein hat, einerseits auch den kleinsten und unscheinbarsten Vorgängen eine humoristische Seite abzugewinnen, andererseits die Vorgänge so darzustellen, wie sie wirklich sind, ohne jemals Uebertreibung und Verzerrung zur Erzielung der humoristischen Wirkung anzuwenden."

„Ueber Land und Meer", Stuttgart, Nr. 51, 1881. „Hackländers Bilder aus dem Soldatenleben haben den lustigen Ton angestimmt, in welchen Dewall das Treiben des preußischen, Teuber das des österreichischen militärischen Jugendlebens schildern. Oscar Teuber hat seinen Skizzen aus dem Cadeteninstitut Eisenstadt, welche mit so großem Beifall auf-

genommen wurden, ein zweites Bändchen („Tschau!") folgen lassen, welches das Leben auf der Neustädter Akademie in heiteren Farben schildert. Der Verfasser erzählt mit dem liebenswürdigen und harmlosen Humor, der dem Oesterreicher eigen, alle die tollen Streiche, die seine Cameraden auf der Akademie ausgeführt, Streiche, aus denen eben nur der leichtlebige Sinn der Jugend spricht, über die selbst die strengen Vorgesetzten, wenn sie sie heut lesen, ein Lächeln nicht werden unterdrücken können. Auch der Nicht-Oesterreicher, auch der Nichtmilitär wird seine Freude an dem lustigen, frischen Büchlein haben."

„Neue Freie Presse", Wien, Nr. 6195, 25. Nov. 1881, Abendblatt. „Teuber, der die ersten Militärjahre schon einmal auf das anregendste geschildert hatte, bietet eine neue Sammlung hübscher Federzeichnungen. Wiener-Neustadt ist das Leben der Armee-Akademiker. Daselbst bot sich ihm Stoff zu lebenswahrer und anschaulicher Schilderung. Er zeichnet frisch und keck, erzählt mit Humor und strebt glücklich den bewährten Vorbildern Hackländers und Winterfelds nach. Auch das vorliegende Buch hat rasch eine zweite Auflage erlebt. Die Skizzen aus der Militärakademie wurden zu einer Lieblingslectüre für Alle, die akademische Jahre in Wiener-Neustadt hinter sich haben, und unser hoher Armeestand sorgt dafür, daß diese Species von Lesern keine kleine ist."

„Aus dem militärischen Jugendleben." Dritte, vermehrte und veränderte Auflage der vorgenannten zwei Werke. Jena 1882.

„Rud. Gottschall's Blätter für literarische Unterhaltung", Leipzig 1882, Nr. 19. „Alles fesselt durch unverwüstliche Frische und bildet ein Seitenstück zu den Eigenthümlichkeiten kleinerer deutscher Universitäten. Allerdings widmet der Verfasser seine Skizzen zunächst nur seinen alten Cameraden von der Neustädter Akademie; dieselben sind aber so anschaulich, schlagend und charakteristisch abgefaßt, daß sie auch den Militärs anderer Nationen sehr genußreiche Stunden bereiten werden. Das Beste daran ist die feine Ironie, welche

als köstliches attisches Salz das Ganze würzt. Wir wüßten kaum, welchem Capitel wir den Preis zuerkennen sollten. Alle sind erheiternd, einige zwerchfell-erschütternd."

* * *

„Geschichte des Prager Theaters." Von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. 3 Bände, 190 Bogen. Prag, A. Haase, 1883, 1885, 1888.

Stimmen der Presse:

„Hamburger Nachrichten." Der überaus reiche, durch seine urkundlichen Beweise so werthvolle Inhalt des Buches läßt sich nur andeuten, nicht in seinen unzähligen interessanten, in geordneter Folge sich aneinanderschließenden Einzelheiten aufführen. Das Buch gewährt durch den Reichthum des darin aufgespeicherten urkundlichen Materials und durch die geist-volle und sorgsame kritische Verwerthung desselben von Seite des für seine Aufgabe begeisterten Verfassers einen großen Schatz zur Erkenntniß der deutschen theatralischen Kunst ....

„Das Magazin für Literatur des In- und Auslandes", Leipzig, Nr. 11, 17. März 1883. „Wir haben es mit einem Werke zu thun, welches man nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Nicht durch seinen für die Kunst bedeutungsvollen Inhalt allein, sondern auch durch die gediegene Form desselben nöthigt uns das Werk zum Ausdruck unserer Anerkennung. Teuber geht gründlich und gewissenhaft vor, er berücksichtigt alle ihm zugänglich gewesenen Quellen, die er mühselig auffinden mußte, da ein brauchbares Theaterarchiv nicht besteht. Seine Diction ist elegant, seine Auslassungen über den behandelten Gegenstand sind geistreich, sie zeugen vom richtigen Scharfblick und strenger Objectivität."

„Vossische Zeitung", 12. Juli 1883, Nr. 319. „Der Verfasser hat ein Werk geliefert, das sich den besten Specialschriften über Theater-Geschichte anreiht ..."

„Neue Freie Presse", 3. Jänner 1888, Nr. 8389. „Mit den beiden vorangegangenen Bänden bildet das Werk Teuber's das Muster einer Theatergeschichte .... Teuber's Werk ist eine werthvolle Festgabe zu dem Ehren- und Freudentage der Deutschen Prags (Eröffnung des neuen deutschen Theaters), — und er selbst hat sich dadurch ein literarisches Denkmal gesetzt, welches seinem Namen den verdienten hervorragenden Platz in den Annalen des deutschen Theaters in Prag als dessen Historiograph anweist"

„Weser-Zeitung", Bremen, Feuilleton, Nr. 13850, 16. Juli 1885. „Das Werk wird nicht einsam in der Bibliothek der vereinzelten Verwerthung durch Fach-Gelehrte harren, sondern es wird unter allen denen, welche für die Entwickelung der deutschen Bühne ein warmes Herz haben, von Hand zu Hand wandern. Möchte es aber auch Berufene anregen, mit gleichem Fleiße und gleicher Gewissenhaftigkeit die Specialgeschichte anderer deutscher Bühnen zu schreiben!"

„Fremden-Blatt", Wien, Nr. 40, 6. Februar 1888, Feuilleton. „Es übersteigt unsere Kraft und den Raum dieser Blätter, in die Intimitäten des so umfangreichen Werkes weiter einzugehen. Der Stoff macht den Eindruck des Endlosen und nur durch sorgfältigste Sichtung der Details konnte es dem Verfasser gelingen, ihn so weit zu concentriren, daß kein weiterer Band nothwendig wurde. Die große Gewandtheit seiner Darstellung verläugnet sich in der Bewältigung dieser Massen niemals, und viele Kapitel wird man mit förmlicher Spannung lesen — so sehr weiß er für das Schicksal seiner Personen zu interessiren. Heitere und rührende Episoden kommen dabei zahlreich vor, so daß ein um Stoff verlegener Novellist sich ihn ohne alle Schwierigkeit von Teuber borgen mag. Wir sagen nach alledem nicht zu viel, wenn wir es offen aussprechen, daß Oscar Teuber mit seinem grundlegenden und für lange Zeit abschließenden Werke über das Prager Theater sich ein bleibendes Verdienst um die deutsche Theatergeschichte erworben hat. Und aber-

mals drängt sich uns die Frage auf: Wer schreibt ein solches Werk über das Wiener Theater?" (Ludw. Hevesi.)

„Pester Lloyd", Nr. 155, 7. Juli 1885, 2 Feuilletons. Teuber ist nicht der Mann der Phrase, er liebt die stille Sammelarbeit in Bibliotheken und Archiven, was er aber verstanden hat, das ist die Kunst, aus all' diesen sorgfältig zusammengetragenen musivischen Stückchen ein lebendiges, interessantes Tableau eines großen Nebenstromes deutscher Culturentwicklung zu entwerfen. Die Abschnitte über Mozart's und Carl Maria v. Weber's Wirken in Prag zeigen uns, wie innig Prag mit dem Besten und Höchsten deutscher Kunst verflochten ist. Teuber erweckt in uns Interesse für eine Specialgeschichte, deren einzelne goldene Fäden in den Purpurmantel deutscher Classicität hineingewoben wurden. Prag ist nunmehr seine hervorragende Stelle gesichert in der Geschichte deutscher Bühnen; wir sehen von dort aus lebendige Quellen entspringen, deren Lauf wir noch in den Wogen des Oceans allgemeiner Entwickelung verfolgen können.

(A. Silberstein.)

„Blätter für literar. Unterhaltung." Das Werk legt eine staunenswerthe Ausdauer und Belesenheit bei großer Gründlichkeit und Liebe zur Sache an den Tag . . . . Dabei ist seine Darstellung lebhaft und seine Schreibweise ansprechend und von gefälligem Reize, überall nur einem edlen Geschmacke huldigend und von der besten Gesinnung beseelt . . . . Wenn man die Schrift angelegentlich empfiehlt, so erweist man ihr nicht mehr als sie verdient . . . (Fedor Wehl.)

„Deutsche Revue", 1888, Juni-Heft. „O Teuber hat seine Aufgabe in sehr erfreulicher Art gelöst und in seiner Geschichte nicht bloß eine glänzende Seite der alten Moldau-Stadt beleuchtet, sondern auch zur deutschen Theatergeschichte überhaupt einen sehr werthvollen Beitrag und eine vortreffliche Monographie über das Kunstleben in der alten Hauptstadt Böhmens geliefert."

„Neues Wiener Abendblatt", 5. März 1888. „Beiträge zur Geschichte eines Theaters, historische Ueberblicke

über die Thätigkeit eines Theaters besitzen wir in der deutschen Literatur hinlänglich — wir brauchen, was Wien betrifft, nur auf die Arbeiten Laube's und Wlassack's hinzuweisen — ähnliche, allumfassende gründliche Studien wie die von Oscar Teuber aber nicht. Elf Jahre Arbeit setzte der Autor an sein Opus, dessen erster Theil vor vier Jahren in die Oeffentlichkeit trat, er hat sich damit hoch verdient gemacht um das geistige Leben des deutschen Volkes in Böhmen. Mit der Gewissenhaftigkeit des berufenen Forschers hat er ein Buch geschaffen, das eine Fundgrube geworden nicht allein für Daten, sondern ein kritisches Literaturwerk mit großer Perspective im Hintergrunde, dem deutschen Drama überhaupt . . . Und der Wunsch wird in uns laut, das Wiener Theater besäße einen solchen gediegenen Historiographen, wie ihn das Prager Theater in Oscar Teuber gefunden."

„**Neue Illustr. Ztg.**", Wien, 1888, Nr. 20. Es ist ein werthvolles corpus historicum, welches T. geschaffen. Wir wissen augenblicklich kein ähnliches Werk, welches diesem gleichwerthig an die Seite gestellt werden könnte. Diese Geschichte ist ein historisch-dramaturgisches Werk von monumentaler Bedeutung . . ."

(In derselben Weise urtheilt die gesammte Presse Oesterreich-Ungarns und Deutschlands.)

„**Grüß Dich!**" Neue Skizzen aus dem militärischen Jugendleben. Wien. C. W. Seidel & Sohn. 1884.

Immer fesch! Neue Skizzen aus der militärischen Jugend. Wien. Seidel. 1888. (2. Auflage binnen 14 Tagen.)

„**Bohemia**", 4. Dez. 1888. Wer ließe sich nicht gern in ernster Zeit erheitern durch die ungetrübte Laune eines in lustigen Geschichten so bewanderten Erzählers, wie es Oscar Teuber ist . . . . Wer sich in leichter angenehmer Weise ergötzen will, der nehme „Immer fesch!" zur Hand, am liebsten in sorgenfreier Nachmittags- oder Abendstunde, und schlage

das Buch bei irgend einer beliebigen Skizze, deren Titel ihn anmuthet, auf. Bald wird er sich gefesselt, erheitert und dem trägen Einerlei der Alltagsorge entrückt fühlen und die Devise des Büchleins fortan zu der seinigen zu machen bestrebt und „Immer fesch“ zu sein und auch noch in späteren Jahren zu bleiben trachten.

„**Fremden-Blatt**“, Nr. 343, 12. December 1888. „Nicht vielen Schriftstellern gelingt es, wie Oscar Teuber mit wenigen Schritten in der Literatur festen Fuß zu fassen .... Man traut seinen Augen nicht, daß das Leben im „mohrengrauen Frack“ wirklich noch dankbare und neue Seiten hat, nachdem sein Spezialist Teuber deren bereits so viele geschildert. Und zwar geradezu brillante Seiten, voll urwüchsigen Humors, der nur aus diesen und keinen anderen Verhältnissen erwachsen konnte. Es ist überflüssig, Weiteres zur Empfehlung des Teuber'schen Buches zu sagen. Es hat sein festes Publikum und sein Publikum wartet schon darauf. Diese Teuber'schen Humoresken kommen und — sind vergriffen. Nichts ist ja heutzutage so begehrt wie Heiterkeit. Jeder Leser braucht sie, um sich gesund zu erhalten; erheitert ist aber noch Jeder gewesen, der eines dieser gemüthlichen Büchlein durchblättert hat. Auch „Immer fesch!“ wird diesen Dienst leisten und den wohlbegründeten Ruf des Verfassers entsprechend verstärken. Es arbeitet auf die beste Art ... seinem Nachfolger vor.“

„**Wiener Tageblatt**“, Nr. 327, 25. November 1888. „Wie die ähnlichen militärischen Skizzen, welche Teuber vor Jahren veröffentlicht hat, zeichnet sich auch die neue Folge durch feinen Humor, eleganten Styl und eine liebenswürdige Art der Beobachtung aus. Die jungen und auch die alten Neustädter werden sich an den Porträts und Genrebildern ergötzen, werden vielleicht dieselben Typen, bloß in anderer Couleur, wiederfinden und mit großem Vergnügen Leiden und Freuden eines Collegen von Anno dazumal würdigen. Aber auch der Civilist wird seine Freude haben an diesen militärischen Plaudereien, an den trefflich gelungenen Humoresken, unter denen einige, wie „Mischerei“, „Papa Oberst“, „Der ärarische Christbaum“ 2c., kleine Meisterwerke sind, die

wie farbenprächtige, in Zeichnung und Gruppierung wohlgelungene Genrebilder anmuthen . . ."

„**Deutsche Zeitung**", Nr. 6100, 22. December 1888. „Noch ehe wir dazukamen, das Büchlein zu besprechen, liegt bereits die zweite Auflage vor. Ein Erfolg, der uns eigentlich einer weiteren Besprechung entheben könnte, denn er zeigt, wie diese neuen Skizzen des auf diesem Gebiete bestbekannten Verfassers bei den jungen und alten Offizieren angesprochen haben. Ein Theil dieser Skizzen, welche sich mit der Vergangenheit, dem „Mittelalter" der Wiener-Neustädter Akademie, wie der Verfasser sagt, beschäftigen, dürften den Kreisen der alten Akademiker theure Jugenderinnerungen in das Gedächtniß zurückrufen, aber auch nichtakademische Kreise dürften sich an den frischen Schilderungen militärischen Jugendlebens ergötzen."

„**Prager Tageblatt**", 7. December 1888. Feuilleton. „Der Reichthum an Details, die Wirkung schlagender Aeußerungen des Humors, der höhere Reiz, der von der inneren Wahrheit der vorgeführten Charaktere ausgeht, die originelle Behandlung des Stoffes, der milde anmuthende Grundton in der hellfarbig kecken Situationsmalerei — das Alles sind bewunderungswürdige und in allen Büchern des fruchtbaren Autors hervorspringende Vorzüge."

„Alte Orden in neuer Zeit". Ein Beitrag zur Geschichte des katholischen Ordenswesens. Wien 1888.

„Flotte Geschichten aus der uniformirten Welt". Illustrirt von C. Elleder. Wien. Seidel. 1891.

„Streffleurs österreichische Militärische Zeitschrift". Diese Humoresken entstammen der Feder eines bedeutenden und vielgelesenen Schriftstellers. Bestbekannt ist er auch auf dem Gebiete, welchem das vorliegende Buch angehört. Es ist ihm gelungen, die Werke Hackländer's weitaus zu übertreffen. Die früher erschienenen Humoresken Teuber's sind, obwohl sie wiederholte Auflagen erlebten, vergriffen. Gleiches

dürfte in kurzer Zeit auch mit dem vorliegenden der Fall sein . . . ."

„Wiener Allgemeine Zeitung", Nr. 3866. „Frischer, gesunder Humor, treffliche Beobachtung, genaue Kenntniß des militärischen Lebens, eine prächtige, die einzelnen Figuren köstlich charakterisirende Sprache zeichnen auch diese neuen Skizzen aus. Bemerkenswerth ist die natürliche, gemüthvolle Heiterkeit im ganzen Buche; kein Witz ist hier Selbstzweck, wie bei so vielen modernen Humoristen, Alles entspricht und entwickelt sich aus der Situation. Es ist so viel Laune, Leben und Wärme in dem Buche, daß Jedermann, ob Militär oder Civilist, seine Freude daran haben wird. Elleder's ergötzliche Bilder erhöhen noch die fröhliche Wirkung."

„Fremden-Blatt". Wien, Nr. 30, 1891. Es gibt Humoristen, die man einmal und nicht wieder liest — und solche, die ein für allemal willkommen sind. Gerade unsere Leser, welche Teuber's heiterer und ernster Muse seit Jahren häufig begegnen, wissen beide vollauf zu schätzen; der Schriftsteller ist schon in jungen Jahren einer ihrer alten Lieblinge. Wenn wir diese liebenswürdigen Lebensbilder durchblättern und uns zuletzt förmlich in sie hineinlesen, wägen wir wohl auch etwas genauer ab und möchten gern herausbringen, welches Stück das beste sei. Nun, nach reiflicher Ueberlegung erklären wir, daß . . . mehrere beste Stücke vorhanden sind."

„Neue Freie Presse", Nr. 9692, Abendblatt vom 21. August 1891. Oscar Teuber, der erst jüngst die österreichische Armee wider einen gegen sie geführten Streich auf das wirksamste und entschiedenste in einer sachgemäßen Darstellung vertheidigt hat, zeigt in diesen flotten Geschichten aus der uniformirten Welt sein Talent der Beobachtung und seine anmuthende frische Erzählergabe. Er ist heute unser bester, vielleicht der einzige Armee-Novellist, und jede seiner Gaben vermittelt sehr liebenswürdig zwischen Volk und Heer. In den „Flotten Geschichten" walten Humor und Gemüth vor, und Karl Elleder hat sie sehr lebendig illustrirt. Gewiß werden sie innerhalb und außerhalb der Armee die freundlichste Aufnahme finden.

„Die Fräulein von Hernals". Wien. Seidel. 1891.

„Offene Worte für die österreichisch-ungarische Armee". Wien. Seidel. 1891.

„Pester Lloyd", Abendblatt Nr. 105, 1891. Unter diesem Titel hat der vortreffliche Schriftsteller O. Teuber, der seine intime Kenntniß der Armeeverhältnisse auch durch seine humoristischen Skizzen documentirt hat, eine Abfertigung jenes abscheulichen Pasquills erscheinen lassen, welches ein dunkler Ehrenmann gegen die Armee verbrochen hat. Es freut uns, daß die mit Herz und Verve geschriebene Abfertigung nach jeder Richtung so gründlich ausgefallen ist . . . ."

„Markgraf Ludwig von Baden-Baden". Kaiserl. General-Lieutenant und Reichs-Feldmarschall. Ein Lebensbild aus österreichischen Ruhmestagen. Wien 1891.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von Fr. Bartholomäus in Erfurt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Teuber, Oscar

Im Kreuzgang Skizzen und Geschichten aus der Klosterwelt

Dresden u.a. 1892
P.o.germ. 1762 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674468-1